

Musikritze Briefung.



No. 869.] Erscheint jeden Sonnabend. Leipzig, 25. Februar 1860. Preis einer Nummer 5 Ngr. [XXXIV Band.

Bilderverzeichnis.

Porträts: Wilhelmine Schröder-Devrient. — P. Lacordaire. — Königin Pomare.
Tagesgeschichte: Kaffertausch in Triest. — Marktenderzeit im spanischen Lager vor Tetuan. — Brand der Pemperton-Mühlen in Lawrence. — Länder- und Völkerkunde: Vandschaft auf Tahiti. — Wasserfall des Katabad auf Tahiti. — Palast der Königin Pomare auf Tahiti. — Auf dem Markt von Terebavena.
Baukunst: Die neue russische Kirche in Paris.
Industrie: Mühlenraum der Bleichfabrik von Großberger u. Kutz in Nürnberg.
Moden aus dem Magazin der Mod. Bernard in Paris.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

„Verkümmt ist die Harfe,
Die Saiten entzwei.“
Byron.

Ein Frauenherz ist zur Ruhe eingegangen, das im Leben keine Ruhe kannte; zwei Augen haben für immer sich geschlossen, die gar Manchem wie Sterne geleuchtet; ein Mund ist verstummt, der Tausenden Trost, Licht, Freude und Entzücken in die Seele gesungen: Wilhelmine Schröder-Devrient, Deutschlands größte Sängerin, starb zu Koburg am 26. Januar dieses Jahres.

Das stille Grab deckt nun eine Frau, die, wie vielleicht keine zweite, ein Liebling der Götter und Menschen genannt zu werden verdiente, eine Frau, die viele Jahre wie eine Sonne am Himmel der Kunst gestrahlt, die wie wenige geliebt und angebetet über die Erde ging, und des Lebens höchste Lust und höchstes Leid gekostet — und dennoch erfahren mußte, wie fein Zauber, sein Glanz zu schützen vermag vor jener graufamen Strafe der Welt, die sie Jenen angedeihen läßt, die es wagten Auserwählte zu sein: vor der Strafe des Vergessenwerdens.

Wie Wenige mögen bei der Nachricht ihres Todes in der Tiefe ihrer Herzen länger als einen flüchtigen Augenblick dankbar jener Erscheinung gedacht haben, die wie ein lebendig gewordener Dichtertraum einst vor ihnen gestanden. Der Schreiberin dieser Zeilen war es nicht vergönnt, die Entschlafene in ihrer Blütezeit zu sehen; erst im Spätkommer ihres Lebens ging Wilhelmine Schröder damals den Augen eines jungen, warmherzigen Mädchens auf — um nie, nie wieder vergessen zu werden. Nur in wenigen Rollen durfte ich sie bewundern, nur dreimal Schubert'sche und Schumann'sche Lieder von ihr hören, und doch hat später keine einzige der vielen glanzvollen Erscheinungen, die an mir vorübergezogen, das Bild und den Gesang dieser Frau in meiner Seele verwischen können. Als vor einem Jahre erst die Frau ihr zu schreiben und einen Band „Musikalischer Skizzen“ der Unvergesslichen zu widmen wagte, da fühlte sich Wilhelmine Schröder-Devrient schon von den eifigen Fingern des Vergessenseins berührt, jenes heimlichen Leides, das ihr das Herz brach; denn sie antwortete in einem Briefe vom 9. Jan. 1859: „Vor Allem, theuerste Frau, meinen Herzensdank für das treue Gedächtniß, welches Sie mir bewahrt: Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, wenn ich einmal wieder von einer Menschenfeinde höre, daß meine Klänge in ihr festgehalten haben; oft will es mich jetzt bedünken, als hätte ich ganz umsonst gelebt. Wie traurig ist des Mimen Loos! Wir sollen, wir können ja hauptsächlich nur auf die Massen wirken, vermögen aber keine tieferen Spuren einzudrücken, als leichter Sand sie aufnimmt — ein leichter Windhauch kräufelt darüber hin und Alles ist verweht und vergessen. — Mein Herzblut habe ich ihnen hingelungen — und nun?“

Kein Anblick ihrer feinen edlen Handschrift füllte sich unwillkürlich die Augen mit Thränen, der Gedanke an das Loos alles Schönen auf dieser Erde steigt auf, — an jene unabwendbare Vergänglichkeit alles Irdischen. Warum gibt es nicht eine ewige Jugend und Lebenskraft für so viel Schönheit und Genie — für den Augen- und Herzensrost so vieler? — Wer das Porträt der Devrient, von Hansjörgl lithographirt, anschaut, das einst in unzähligen Abdrücken verbreitet gewesen, und jetzt kaum mehr aufzutreiben sein soll, empfängt, nach der Aussage der Künstlerin selbst, das richtigste Bild ihrer persönlichen Erscheinung *). Das ist der

Kopf einer begeisterten Muse des Gesanges, das sind Linien im edelsten griechischen Stil, das sind Augen, blühend vom göttlichen Feuer des echten Genies, das sind vornehme, reizende Lippen, und Körperformen, wie sie nur die antiken Marmorgötter uns zeigen.

Als Kind schon (sie wurde am 6. Okt. 1805 in Hamburg geboren), wo sie als tanzende Amorette auf der hamburger Bühne erschien, entzückte sie durch ihre Grazie und Schönheit. Ungleich größeres Aufsehen erregte sie jedoch in Wien, wohin ihre Mutter, Sophie Schröder, Deutschlands größte Tragödin, im Jahre 1815 übersiedelte und wofolst Wilhelmine in dem Hofschult'schen Kinderballet auftrat. Das Mutterauge entdeckte gar bald die hohe Begabung des reizenden Mädchens und übernahm selbst den Unterricht der genialen Tochter, um sie zur Schauspielerin auszubilden. Wilhelmine trat auch wirklich auf dem wiener Hofburgtheater an der

Seite ihrer Mutter als Aricia auf. Welch' ein Zusammenwirken! Eine Sophie Schröder als Phädra, — die damals fünfzehnjährige Wilhelmine als Aricia. Die Mimik des jungen Mädchens, die vollendete Plastik ihrer Bewegungen und ihre rosenfrische, wunderbare Schönheit begeisterten das Publikum in hohem Grade, dessen auserwählter Liebling von diesem Abend an Wilhelmine genannt werden konnte. Aber während die geweihte Hand der Mutter den Schatz einer wunderbaren Begabung für die darstellende Kunst in der Tochter hob, entdeckte sie noch einen zweiten, ungleich größeren Schatz: eine goldene, herrliche Stimme. Man vertraute dies Kleinod mit größter Sorgfalt einer guten und gewissenhaften Lehrerin an, der Italienerin Mozatti, und am 20. Jan. 1821 war es, wo Wilhelmine als Pamina in Mozart's Zauberflöte zuerst als Sängerin vor den jubelnden Wienern erschien. An jenem deut-



*) Die Hansjörgl'sche Lithographie hat auch als Vorlage für das beigegebene Bild gedient.

würdigen Abend bestand sich auf Ludwig van Beethoven unter den Zuhörern, dessen Leonore sie später so hübsch sang wie keine noch ihr. Aber einmal von ihren Lippen klang ein Schrei, der schmerzhaft, glühend, frauenherzigen geist: „Ach! erst kein Weib!“ mußte sie sich zu eigen geben. In dem Beethoven'schen Fiedel war sie nicht nur das Ideal einer Sängerin, sondern auch das Ideal eines Weibes, und ihr wundervolles, naturnahes und selbst in dem Moment des höchsten Affektes noch immer vollkommen edles Spiel mußte die kältesten Naturen entflammen. Beethoven's, des großen Meisters, unerschöpfliche Bewunderung für sie war der erste Vorberzger, der sich durch die Rosenkrone schlang, mit der der Enthusiasmus des warmherzigen Wiener Volks die jugendliche Sängerin schmückte, und sie war stolz auf diesen Vorberzger, die ichöne Wilhelmine, und hielt ihn in Ehren ihr Leben lang. Zu ihrem 17. Jahre wurde sie mit dem Schauspieler Karl Devrient vermählt, und das junge Paar trat eine gemeinsame Kunstreise, oder besser gesagt, einen Triumphzug an. In den Städten Königsberg, Berlin und Dresden trat Wilhelmine Szenen eines Enthusiasmus hervor, wie ihn heutzutage wol keine Sängerin mehr erlebt: der ungemeine Jubel galt freilich zu gleichen Theilen der reizend schönen blonden Frau und der bewundernden Sängerin. Die Stimme Wilhelmine's war ein Sopran von einem selbst besitzenden Klang und von mehr dunkler als heller Färbung. Mächtige Fülle, Gleichzeitigkeit waren ihr eigen, Leichtigkeit in der Artikulation, ein Nachtigalltriller und ein mezzo voce von ungeschwinderndem Weiz, das Ergebnis erster und gewissermaßen Studier. Sie war nicht allein Künstlerin von Natur, sie war auch bewußte Künstlerin. Sie sprach so deutlich aus, daß sie eine Sylbe des Textes verloren ging. Ihr Vortragsweise war ruhig und feierlich. Aber ihre Hauptmacht lag nicht in dem Klang der süßen Stimme, sondern in ihrem Vortrag. Wenn sie sang, war es, als könne das Gesungene nie anders als eben so vorgetragen werden; denn was sie sang, gewann auf ihren Lippen ein reich pulsirendes glühendes Leben und erblühte wie eine Blume im Sonnenlicht. Wie viele zeichnen ihr dies geheime Zauberinstrument und suchen vergebens ihr nachzuahmen. Man zerbrach sich den Kopf über des Rhythmus Lösung: mit den einfachsten Mitteln so ungewohnte Wirkungen zu erzielen, und fand den Schlüssel nicht, der doch so nahe lag. Sie selbst hat jenes Geheimnis ihres Gesanges in den Worten vertheilt: „Ich sang ihnen mein Herz ab! hin!“ — Ja, der höchste Zauber, die höchste Kraft dieser Frau war und blieb — ihr Herz; es wurde ihr Rosenkron, aber auch ihr Geißel! „Ein heisses Herz gehört eben zu einer echten und wahren Künstlerin“, liebte sie, „aber eine Segnung, wie Sie es nennen, ist es nicht! Würstest du, theure Frau, wie es mir in meinem Leben zum Fluch geworden! Man steht mit einem heißen Herzen so gar allein. Denn wer versteht es, sich an seiner Glut zu erwärmen und sieht nicht vor der Gefahr zurück, daran zu verbräuen?“

Dresden war es, alwo Wilhelmine Schröder-Devrient sich zuerst für längere Zeit festsetzte, und die ganze Stadt lag bald in den Füßen der jungen Sängerin. An der Spitze ihrer begeisterten Freunde stand wiederum ein deutscher Tonmeister: Karl Maria v. Weber. Wilhelmine wurde die Prestiosa, Nezia, Curranthe und Agathe dieses idyllischen Genus, und von ihrer Agathe äußerte er einmal: „I habe er sich die Wädhengeltel geräumt, ihre Verwirklichung aber nimmer für möglich gehalten. Wenn sie jubelte: „Er ist's, er ist's! Die Flage der Liebe mag weh'n!“ flogen ihr alle Herzen im Sturm entgegen. Ihr „Göttern im Höl!“ in der Curranthe war von schmerzender Lieblichkeit, und in der Scene im „den Fieschall“, wo die Verlassene so rührend handt: „Sie fand von Lieb und Liebe Ruh“, blieb kein Auge trocken, nach Aussage aller Theaterkritiker damaliger Zeit. Zu ihrem Glanzstollen gehörte auch die Gemme in Weigl's Schweizerfamilie, und später die reizende Isabella des entzückten, verdienstvollen Heiligen. In jenem anmuthigen Tergert der erkannten Oper: „D wie herrlich ist der Morgen!“, veranlaßte ihr Anblick allein als Schweizermädchen an dem geöffneten Fenster der Hütte einen lauten Freuden- ausbruch, so strahlend erschienen Antlitz und Ausdruck der seltenen Frau.

Sie war und blieb aber eben in ihrem blonden Haar und ihrer hohen Gestalt, in ihren blauen Augen und ihrem lieblichen Lächeln, in dem Klang der Stimme und in der Einfachheit ihrer Sangesweise doch so recht eigentlich die Muse der deutschen Musik, und so glänzende Triumphe sie auch später in fremden Oern, als Komco, Madwandierin, Norma, Desdemona, Marie, in Gretry's Blaubart, Fieschall und Valentine, feierte, ihr eigentliches Wesen und vor Allem ihr Herz waren für unsere große deutsche Musik geschaffen. Das Fiedel, Vellendelle leitete sie doch als Fiedel, Donna Anna, Armida, Agathe und in ihren Kindern. Als Repräsentantin deutscher Musik hat sie damals 1830 Paris bezaubert; sie war es, die den Franzosen zuerst Schubert'sche Lieder und diese schönsten aller Liederblüthen für immer in dem fremden Boden heimisch machte. Und sie unterwarf sich eben mit ihnen damals gewiß nicht weniger Herzen als ein Jahrzehnt später an derselben Stelle mit ihrer Valentine in den Hugenotten, so zündend diese ihre Darstellung auch wirkte. — Wie hübsch erschien sie in jenem großen Duett mit Faust, wo sie den Geliebten zurückhalten frecht mit den angestrichelten Worten:

D, mein Raoul — dieser Schmerz —
Er bewegt nicht dein Herz?
Du vernimmst nicht mein Wort,
Hörst nicht — erst nur fort.
Sich! nicht die Gefahr, die Dir droht,
Sich! fort in den süßen Tod —
Vermagst Du dies — rührt Dich mein Fleh'n nicht mehr?
Nun! so! — noch! — noch! — nicht mehr!

In jeder Stellung gab sie ein wahrhaft klassisches Bild, jede Armbewegung war von unnachahmlicher Schönheit. Und in jener Scene, wo sie den Geliebten umfingend und auf Marcel gestützt, in fast fanatischer Begierde ihren unbeschützten Brust den Feinden darbietet, jenen Triumphgesang der protestantischen Kirche singt: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ — war sie da nicht überwältigend und unerreichbar?

Als sie aus Paris zurückkehrte, forber- und rosenbekrönt, da ahnte gewiß nur Wenige, daß ihr glänzendes Leben schon seine fieschen Dornen hatte, daß dies lächelnde Antlitz die Schmerzen eines aus den Wunden bitterster Täuschungen blutenden Herzens zu verbergen strebte.

Man empfing sie in Dresden mit Ehre und Freude; doch verweilte sie kaum zwei Jahre dorthin und ging dann nach England, wo sich jene Szenen der Begierde, die in Paris gespielt, wiederholten. Später trat sie in Wien auf, nahm selbst eine Einladung nach Petersburg an, besuchte dann noch einmal London und wurde überall, als Künstlerin wie als Frau, in fast beispielloser Weise gefeiert.

Ihre unglückliche Ehe war getrennt und sie wählte zur Freude der ganzen Stadt nun Dresden zu ihrem bleibenden Aufenthalt.

Niemand hat wol weniger unter den sogenannten Theaterintriguen gelitten als Wilhelmine Schröder; sie unterwarf sich eben unmerklich Alle und Jedem, auf die Dauer konnte ihr nun einmal Niemand widerstehen. Allein sie bezwang nicht durch die überwältigende Macht ihres Genus oder durch den Zauber ihrer Persönlichkeit, sondern wiederum meistens nur durch ihr Herz. Dies Herz war in ihren Augen, in dem Ton ihrer Stimme und in ihrer Hand. Niemand konnte gütiger, menschenfreundlicher, aufopfernder sein als eben sie, darin stimmten die Aussagen aller ihrer Kollegen und Freunde überein. Helfen, fördern, retten, wo es galt, dazu war sie zu jeder Stunde und in der großartigsten Weise bereit. Sie vergaß jede ihr zugefügte Kränkung und liebte ihre Feinde, sobald diese verlassen und hübschbedürftig waren. Ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl und eine seltene Offenheit und Wahrhaftigkeit befehlte diese wunderbare Frau und rief sie oft bei dem Feuer ihres Wesens zu unbesonnenen Aeußerungen oder Handlungen hin; allein nur diejenigen, die sie nicht kannten, vermochten an der ursprünglichen Reinheit der Motive oder ihrer Thaten zu zweifeln. Die Natur Wilhelmine's war so durchaus groß angelegt, in jeder Weise, und so konnte auch ihr Zorn und Zehlen nicht das einer feinsten Seele sein. Vielmehr erinnert sich noch Eine oder die Andere unserer jetzt gefeierten Sängerinnen der unheimlichen, warmen Theilnahme, die diese Frau jedem jungen freibenden Talent entgegenbrachte; denn gar Manche dankt allein der Unterweisung der großen Künstlerin ihren Ruhm. Für jede Begabung im Gebiete der Kunst hatte sie ein achtungsvolles Auge und es war nicht möglich, unermüdetlich zu sein als eben sie, wenn es galt, einem wirklichen Talente Bahn zu breiten. Das Gefühl des Heides kannte sie nicht.

Man erzählt sich aus ihrem Theaterleben gar viele wunderliche Geschichten, deren größter Theil natürlich nur erfunden war und meist geistlos, und die von ihr selbst mittelst belächelt wurden, wenn sie ihr zu Ehren kamen. Es geschah freilich nicht selten, daß sie sich in einer gewissen Verberheit gefiel und die Dinge ohne Zurückhaltung bei ihrem rechten Namen nannte. — Essen war sie stets und zuerst auf ihre eigenen Kosten. Man hat ihr diese seltene Offenheit aber nicht als ein Verdienst angerechnet. Die Welt liebt es, über gewisse Dinge geküßelt zu werden und ist daran gewöhnt, dieselben selber, situm verschleierte, lächelnd zu bilden, die sie unerbittlich verurteilt, sobald ihnen jene Hülle fehlt. — Wilhelmine Schröder-Devrient hat weder ihre Lippen noch ihre Seele jemals mit einer Lüge beledet, ihr ganzes Leben lag mit allen seinen Zerkümmern offen vor aller Augen, und wer fühlte sich unter uns so rein, dierhalb einen Stein auf sie zu werfen? Man hat sie verurteilt, daß sie nicht mehr jung und schön war und es zum Vorwurf gemacht, daß sie jene Kunst unserer Tage nicht verstanden, besser zu scheinen als sie war, und sie gescholten, weil sie nur ihrem heißen Herzen folgte. Daß die ganze Welt auch Zengin ihrer Schmerzen und ihrer Lüge war, vergaß man, weil man es vergessen wollte; denn nie lang ein Weib ruhender und erheitender sein konnte in der Welt hinaus als eben sie. Wer hat das Schumann'sche: „Ich große nicht!“ von ihr gehört? Wer das Schubert'sche: „Am Meer“, „Wasserflut“, „Geführe Tränen“, „Die Kräfte“, und hätte da nicht mit ihr gewinkt? Und dann wieder, wenn nach schweren Tagen voll Sturm und Gewitter der Sonnenchein kam und dieselbe gebrochene Frau mit dem Bild und Vögel einer Hühner-jährigen das Weib der Kiedchen sang: „Mein Mädchen ist so rein und hold“, mit jenem Alles elektrisirenden, schmelzenden Refrain „Und thut mir das nicht mehr!“ Oder Schumann's „Sonnen-schein“, oder „Zeit ich ihn geben“, oder Schubert's „Horch, horch die Vögel im Aetherblau“, „Ungeduld“, und das Mendelssohn'sche: „Es brechen im schallenden Reigen!“ Wer hätte diese Lieder von ihren Lippen schweben hören und die Sängerin nicht lieben müssen? In solchen Augenblicken vergaß wol Jeder, daß das Leben und das Leid so viel von dem Schmetterlingsfluge der Flügel dieses wunderbaren Wesens abgesehrt, — sie erschien dann wieder wie ein junger liebestunfener Jähter, der die blaue Blume Musik zärtlich folgend umflattert.

An Dresden ging Wilhelmine mit ihrer ganzen Seele, und so oft sie auch Keilen in die glänzenden Städte Europas unternahm, immer zog es sie mit Macht zurück in das freundliche Eibhoren zu jenen Menschen, die ihre erste glückliche Jugend gesehen und in deren Mitte das Seltsame und Schwere ihr armes Herz getroffen. Und als im Jahre 1849 eine aus warmer Weigung und tiefer Schilud nach Ruhe geschlossene Ehe die große Künstlerin den Blicken der Welt entzog hatte, wanderte sie doch zu tausend Malen im Geiste zurück in jene lieben bekannten Umgebungen und fühlte heimlich nach ihrem Dresden und ihren dortigen Freunden. Nach zehn Jahren erschien sie plötzlich wieder auf der Stätte ihrer ersten Triumphe; aber wie jener Wanderer aus dem traurigen Märchen, der da fort gezogen war und sich im Walde verirrt hatte und heimkehrend Alles so seltsam verändert fand und sich selber auch, bis man ihm endlich sagte, daß er wol hundert Jahre fern gewesen. — Es war Vieles, Vieles anders geworden in jenen zehn Jahren, und eine kürzere Zeit genügt schon, um vergessen zu werden können. „Es ist kein Platz mehr da für mich“, sagte sie mit traurigem Lächeln. Und doch lang die fräule Frau — ein Schattenbild ihrer ehemaligen sterbenden Schwans; aber Denen, die sich um sie versammelten, bebte doch wunderbare Schauer durch's Herz bei diesen Tönen. Ihr unvergleichliches „Die Blüthen alle, die sie mir gab“, sang ja noch erregender als sonst, denn man sah schon den „Hilgel“ schimmern, der bald die Sängerin zudehen sollte. Denn sie war krank, sehr krank, von jener früheren Zauberin Wilhelmine waren nur geliebten die wunderbaren Augen, die Reste einer wunderbaren Stimme und — das heisse Herz.

Wilhelmine Schröder-Devrient legte nicht in ihrem geliebten Dresden das Haupt zur ewigen Ruhe nieder; die Schwefelbäder fühlte sie in das stille Nuburg, alwo denn die Wäde, umgeben von zärtlicher Freundschaft und Liebe, den letzten schweren Kampf des Erdenseins auskämpfte. Mit stolzer Standshaftigkeit errug sie die Feiden einer qualvollen Krankheit, der Tod erschien ihr nicht als ein Feind, nur das Vergessen werden ängstigte und marterte sie.

Aber du sollst nicht vergessen werden, große Künstlerin, herrliche Sängerin, wunderbare Frau, so lange wir noch unsere deutsche Musik heilig halten, so lange wir unsern Mozart, Beethoven, Gluck und Weber nicht verleugnen, so lange eine Menschenstimme Schubert'sche Lieder singt! Und so lange der Lorbeer grünen wird auf dieser Erde, soll auch deiner Wäde der frische Schmutz nicht fehlen. Du sollst die Muse des deutschen Gesanges heißen und mit diesem Namen die Sternkrone der Unsterblichkeit tragen.

Seine Grabchrift sei denn jenes Wort, das ein treuer Freund seinem Staube nachrief in die stille Gruft:

„Entschwand und auch dein Bild,
Ist auch dein Bild verlungen:
Dein Ruhm, dein Name lebt für alle Zeit.“

Wochenschau.

Hofnachrichten.

Die Königin von Preußen ist bei einem Spaziergange ausgeglichen, vom Hinfallen aber durch die Hilfe eines rasch herantretenden Regimentsbeamten bewahrt worden. Tiefen kleinen Dienst hat die hohe Frau durch das Geschehen eines solchen Porzellanereignisses befolgt.

Die Klischee des Erzherzogs Ferdinand Max wird in der Art erwartet, daß derselbe mit seiner Gemahlin das Oberseil in Palermo feiern und am 12. April auf seiner Rückreise nach Venedig eintreffen wird.

Die von holländischen und belgischen Mätern als bevorstehend gemeldete Vermählung des Prinzen von Oranien mit Prinzessin Alice wird von dem englischen Hofjournal in Abrede gestellt.

Der König von Schweden befindet sich in fortschreitender Besserung, doch ist noch eine genaue Voricht nötig, um die Folgen seines Leids zu vermeiden.

Deutschland.

Der Bundesrat. — Bevorstehende Beschlüsse in der Reichs-sachen und holländischen Frage. Als sicher wird gemeldet, daß die Bundesversammlung im April sich in der holländischen Sache für den sächsischen Vermittlungsantrag: Beibehaltung der Verfassung von 1852 mit Vorbehalt von Bestimmungen aus der von 1815 zu entscheiden — eine Niederlage für Preußen, welche von einer sehr großen Partei als ein Zug betrachtet werden dürfte. An der holländischen Frage soll ein Beschluß in Aussicht stehen, der den Dänen sehr unangenehm sein würde. Wie werden jedoch! Indes ist nicht zu erwarten, daß man in Frankfurt den Nerv der ganzen Frage, die Rechte Holsteins in Schleswig und auf Schleswig zu berühren wagen wird.

Der Bericht des Ausschusses über Veröffentlichung der Bundesgesetzprotokolle. Demnach soll der Bericht des Ausschusses für Veröffentlichung der Bundesgesetzprotokolle zur Vorlage kommen. Der Ausschuss hat sich im Reichstagen über den Antrag Preußens geäußert, welcher den Grund, daß die Bekanntmachung der Bundesgesetzprotokolle durch den Senat als Regel festgesetzt sei, die der Öffentlichkeit nicht zu übergebenden Verhandlungen hingegen jedesmal besonders aufzunehmen waren, wiederhergestellt wissen will. Es wird hiermit in der Hauptsache auf den schon im Jahre 1858 eingebrachten Antrag der Majorität des Ausschusses hinauskommen, welcher dem damaligen Antrag Preußens entsprach und die früheren bundesgesetzlichen Bestimmungen, wonach die Veröffentlichung der Bundesgesetzprotokolle die Regel bildet, wieder in Kraft gesetzt wissen wollte. Somit wurden die Protokolle der Bundesversammlung, nachdem das ausnahmsweise Geheimhaltende ausgeschieden wäre, sofort nach dem Tode der für die Regierung bestimmten Exemplare mittels einer besonderen Sammlung veröffentlicht und daneben der wesentliche Inhalt durch die Tagespresse bekannt gemacht werden. Letztere Publikationen würden dabei auch an Umfang gegen die bisherigen Berichte gewinnen müssen.

Preußen. — Das Herrenhaus und das Abgeordnete. Das Herrenhaus hat am 15. Febr. die Beratung über die Gegenfrage vorgetragen. Nachdem der Bericht der Kommission über die Gegenfrage, Abnahme des Regierungsentwurfs und der Verbesserungsanträge, nochmals vorgetragen, schritt man zuerst zur Abstimmung über die Annahme, welche die Gesetze unter gewissen Bedingungen bewilligt wissen wollten, und dieselben wurden mit 62 gegen 58 Stimmen verworfen. Dann fielen — mit eben so geringer Minorität — die Paragraphen 1 und 2 der Regierungsvorlage. Dieser nur Wenige werden von den „Herren“ etwas anders erwartet haben. Die Regierung hat hierauf das Gesetz nicht einfach zurückgezogen, sondern sie wird es in der gegenwärtigen verformten Gestalt in das Haus der Abgeordneten gelangen lassen. Dieses wird ohne Zweifel die gestrichenen Paragraphen wiederherstellen und dann wird der Gegenentwurf nochmals in das Herrenhaus zurückgehen.

Eine Depesche in Betreff der Bundeskriegsverfassung. — Frage. Der sächsische Minister des Auswärtigen hat in einer vom 19. Januar datierten Depesche der preussischen Regierung die Bundeskriegsverfassung angelegentlich die seine entgegenstellt, nach welcher gerade die Selbstständigkeit der Mittel- und Kleinstaaten geeignet ist, Differenzen zwischen den Großmächten auszugleichen und den Zerfall Deutschlands zu binden. Darauf hat Preußen in einer Depesche vom 14. Februar geantwortet, welche zunächst die Kriegsverfassung widerlegt, daß durch Verwirklichung der preussischen Vorschläge eine Vereinigung der Mittel- und Kleinstaaten an Preußen und Oesterreich erfolgen werde. Das in Vorschlag gebrachte Annehmen der deutschen Streitkräfte an das preussische und österreichische Heer solle vielmehr nur bei der Auffstellung des Bundesheeres und lediglich für die Dauer des Kriegs zur Anwendung kommen. Mit dem Aufheben der wirklichen kriegsverfassung Verhältnisse erfolge nach preussischer Auffassung die selbst auferlegte Verpflichtung zu einem Opfer, welches die betreffenden deutschen Souveräne der Sicherstellung Deutschlands und ihrer eignen Sicherheit zu bringen hätten. Preußen wolle einzig die vorläufige bundesmäßige Anerkennung einer militärischen Nothwendigkeit, welche durch die Erfahrungen von vierzig Jahren als unabweislich sich erwiesen habe. Im möglichen Gefahren vorzubereiten, wünsche es eine solche Anerkennung im Voraus und zwar noch in Friedenszeiten. Daß ein Krieg die Vereinigung des Heers v. Westphalen sofort widerlegen würde, liegt auf der Hand.

Schleswig-Holstein. — Ein Antrag der schleswigischen Stände wegen der Bucherverbote. Am 15. Febr. gelangte endlich der Kammer- Antrag auf Aufhebung der zahlreichen Bucher- und Verbotverbote in Schleswig auf die Tagesordnung. Der Antragsteller begründete seine Proposition damit, daß es in Europa wol fast ohne Beispiel sein dürfte, daß Schriften und Vereine, die in dem einen Theile des Staates nicht bloß erlaubt, sondern sogar privilegiert seien, in einem andern und zwar in dem zunächst angrenzenden Theile durch bloße ministerielle Ordnungen als verboten erklärt, und daß die Verbreitung und der Verkauf der auf diese Weise ausgeschlossenen Schriften, sowie jede Betheiligung an den solchergestalt verbotenen Vereinen mit willkürlichen Strafen verfolgt werden könnte. Die Dänen in der Verammlung protestirten gegen die deutsche Auffassung, sagten, Schleswig gehöre zum Reichs-Danemark, wollten alle schleswig-holsteinischen Einrichtungen vertilgt wissen. Indes wies man sie fröhlich zurück und die Proposition wurde mit 29 gegen 11 Stimmen an ein Komitee verwiesen.

Die Adresse an den König. Die laut Beschluß der deutschen Majorität entworfene Adresse der schleswigischen Stände an den König befragt die Veranlassung vom 28. Jan. 1852 hat kaum das kleinste Maß unserer Erwartungen befriedigt, aber auch diese Zusicherungen wurden durchgehends nicht gehalten. Die Sonderverfassung für Schleswig und die Gesamtstaatsverfassung verlangten die Zusagen. Statt der Verfassung: Gleichberechtigung der Nationalitäten, ist eine gewaltthätige schamlose Unterdrückung des deutschen Elements eingetreten. Nur eine vollständige Umkehr von dem bisherigen Wege kann zum Frieden führen. Da die Zusicherungen jener Veranlassung sich nicht erfüllt auf Holstein, sondern ganz ebenso auf Schleswig bezogen, können die für Holstein am 1. Nov. 1852 abgegebenen Bestimmungen nicht der Gesamtstaatsverfassung von 1852 nicht mehr für Schleswig gelten. Die Stände verweisen auf am 7. Sept. 1856 der deutschen Reichsversammlung übergebene, die Verbindung Schleswigs mit Preußen anerkennende Erklärung Danemarks und protestiren freilich gegen alle künftigen wie gegen alle bisherigen, eine Trennung Schleswigs von Holstein bezweckenden Maßnahmen. 26 Abgeordnete haben diesen Abreueverlangen unterschrieben. Die Erwartung, daß am 14. Febr. die Plenarverhandlung über die Adresse stattfinden werde, ist nicht erfüllt worden, da der Präsident der Landverammlung — wahrscheinlich wegen der Ministerkrise in Kopenhagen — von der Tagesordnung jener Sitzung als Gegenstände politischer Art auszuweichen. Dem Vernehmen nach beabsichtigt der königl. Kommissar in Verbindung mit dem dänischen Minister, durch Verlassen des Saales jede Verhandlung über die Adresse zu vereiteln und sogar die Aufnahme derselben in die Ständesitzung zu verhindern. Ein solches Vergehen aber würde unabweislich darthun, daß man von Seiten der Regierung den Bundesvertretern des Herzogthums Schleswig nicht einmal gestattet, ihre Beschwerden, Rechtsverletzungen und Bitten vor den Thron zu bringen, daß man also den Dänen jetzt nicht einmal mehr diejenigen Rechte, die ihnen schon zu der Zeit zugehört haben, wo sie bloß beratende waren, einzuräumen gewillt ist. Neueren Berichten zufolge hat der königl. Kommissar den Ständen angezeigt, daß die Regierung die Polizei beauftragt habe, wegen unbefugter Veröffentlichung der Adresse eine Untersuchung einzuleiten.

Ausland.

Frankreich. — Eine Circulärnote Thouvenot's. Die letzte Circulärnote des Papstes hat Herrn Thouvenot zu einem Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Frankreichs im Auslande veranlaßt, in welchem behauptet wird, daß der Streit um die Romagna eine rein weltliche Angelegenheit sei, die mit der religiösen Ordnung nichts zu schaffen habe. Der Versuch des Papstes, das Gegentheil darzuthun, habe nicht das Ansehen der Geschichte für sich. In gar nicht fernem Zeiten sei der Besitz der Romagna Gegenstand der politischen Debatte gewesen. 1799 habe der Papst in Folge von Ereignissen, deren Verantwortlichkeit er als Souverän wohl hätte übernehmen müssen, diese Provinzen an Frankreich abgetreten und gleichzeitig habe er auf die alten Rechte des heiligen Stuhls in Betreff des Gebietes von Ancona Verzicht geleistet. Die zu Verona zwischen Frankreich und Oesterreich zwei Monate später unterzeichneten Präliminarien liefern den Beweis, daß der Wiener Hof in dieser Sache ganz so wie Frankreich dachte; denn nachdem dieselbe während des Krieges in engen Beziehungen zur Kurie gestanden, ließ er sich trotzdem zu einem Abkommen bereit finden, welches, indem es ihm einen Theil der venetianischen Staaten verschaffte, diese Republik durch den Besitz der Legationen Romagna, Ferrara und Bologna entzweite. Durch VII. letzte wieder in den Besitz seiner weltlichen Macht zurück, als Kaiser Franz den König Joachim (Murat) bethrät gegen Frankreich zu gewinnen suchte (durch Vertrag vom 11. Jan. 1814), daß er sich verpflichtete, ihm eine starke militärische Grenze „in Lebensgemeinschaft mit den politischen Bedürfnissen beider Mächte zu verschaffen“, ihm ein Stück vom Kirchenstaat, auf 400,000 Seelen berechnet, zu sichern und zu bewahren, daß der Papst in diese Abmachung willigte. Der König von Neapel war nicht im Stande, diese Gebietsvergrößerung zu erlangen. Oesterreich aber war glücklicher, indem es auf Kosten des heiligen Stuhls einen Theil der Legation Ferrara auf dem linken Po-ber erhielt, einen Landstrich, der nicht zum Staate Venedig gehört hätte. Der Papst protestirte dagegen ganz ebenso vergeblich wie gegen die Nichtzurückgabe von Parma und Ancona an den heiligen Stuhl.

Die Stimmung der Bevölkerung. Nach dem letzten Monatsbericht des Generalintendanten Delarue, worin dem Kaiser die Lauffesseln der von sämtlichen Offizieren und Beigebildeten der Gendarmerie eingelaufenen Berichte vorgelegt wird, wäre die allgemeine Stimmung in Frankreich eine sehr verlegene. Die politischen und religiösen Beirathungen seien allgemein stärker als die durch die Jollifromen hervorgerufenen.

England. — Das Budget. Am 10. Febr. machte Gladstone dem Unterhaus seine Finanzvorlage. Er sagte, daß vorzüglich die Expedition gegen China und der Handelsvertrag mit Frankreich die Finanzergebnisse des vorigen Jahres fast berührt hätten. Die Einnahme würden sich ohne jene Umstände auf 70,758,000, die Ausgaben auf 65,553,000 Pfd. St. belaufen haben, und so würde am Ende des Finanzjahres ein Ueberschuß von 1,625,000 Pfd. St. verblieben sein. Nun seien aber in Folge jenes Jahres 1,170,000 Pfd. St. mehr ausgegeben und in Folge jenes Jahres 640,000 Pfd. St. weniger eingenommen worden. Es würde daher ein kleiner Defizit zu beklagen sein, wenn nicht die spanische Regierung eine Schuld von 500,000 Pfd. St. bezahlt hätte. So werde ein kleiner Ueberschuß in den Händen des Schatzkammers verbleiben. Für das neue mit dem 1. April beginnende Finanzjahr seien die Ausgaben auf 60,700,000 Pfd. St. veranschlagt, woraus sich ein Defizit von 9,400,000 Pfd. St. ergeben würde. Er beabsichtige, fuhr Gladstone fort, dieses nicht durch Ausgabe von Schatzkammergeldern zu decken, auch könnte deshalb kein Grund zum Einhalten auf der Bahn fernerer Reformen sein, vielmehr würden gewisse Zollermäßigungen die Fähigkeit, Steuern zu zahlen, erhöhen. Er schloß das Vorbringen der Rede auf Kaiser und Jüder für noch ein Jahr vor, und um das noch immer bestehende Defizit zu decken, beantragte er, die Einkommensteuer ebenfalls noch ein Jahr zu erhöhen und zwar in der Höhe von 7 Pence pro Pfd. St. für Einkommen von mehr als 150, und in der Höhe von 7 Pence für Einkommen von weniger als 150 Pfd. St. Mit Eingetragenen von einigen anderen Einnahmequellen würde sich dann ein Einkommen von 70,564,000 mit diesem statt des erwähnten Defizits ein Ueberschuß von 464,000 Pfd. St. ergeben.

Italien. — Der Stand der sardinischen Frage. Nach dem Austausch der letzten Mittheilungen zwischen Paris und London scheint die Frage wegen der Abtretung von Savoyen einen Schritt weiter gehen zu haben. Man behauptet, daß Frankreich seine Zustimmung zur Einverleibung Mittelitaliens in Piemont nur um diesen Preis zu geben geneigt sei und daß England damit einverstanden sei. Die Einverleibung des turinischen Königreichs, das Nizza in noch in österreichischen Händen sei und Piemont sich daher von seiner Seite schwächen dürfte, sollen dadurch überwunden sein, daß man Piemont außer der ganzen Romagna auch noch Ancona, die Marken und Umbrien überlassen würde. Der Krieg von Ancona könnte dann im Adriatischen Meer jenseit von Venedig die Wage halten, und die Stellung des neuen italienischen Königreichs von seiner Seite zu sichern, daß das österreichische Festungsgewerk sehr viel von seiner Bedeutung verlieren würde. Von Nizza ist in diesen Unterhandlungen nicht mehr die Rede, und in der That haben dort wiederholt so energische Demonstrationen zu Gunsten der italienischen Nationalität stattgefunden, daß es wol niemandem mehr einfallen wird, zu behaupten, Nizza wünsche eine französische Stadt zu werden.

Ausland. — Die Unterwerfung der Russen. Am 4. Febr. erhielt der Oberbefehlshaber der russischen Kavallerie vom Kommandeur des rechten Flügel der Linie die Meldung, daß wieder einer der hiesigen hiesigen Stämme, die Natschajen, sich auf Gnade und Ungnade der russischen Vorherrschaft unterworfen haben. Derselben haben den von ihnen geforderten Eid der Treue geleistet und 17 Weibchen aus den angesehensten Familien gestellt. Der genannte Stamm gehört, gleich den im November vorigen Jahres unterworfenen Abchasen, zu der Völkerstamm der Nadsche. Derselben zählt etwa 60,000 Seelen.

Außereuropäische Länder.

Marokko. — Der Krieg mit Spanien. Das Hauptquartier der Spanier befindet sich noch immer in Tetuan. Am 8. Febr. unternahmen die Generale Prim und O'Donnell Reconquisten in die Entfernung von zwei Stunden von der Stadt. Die Dorfer, welche man bei dieser Gelegenheit antraf, leisteten keinen Widerstand. Die maurische Hauptmacht sammelte sich fünf Stunden von Tetuan an der Stelle, wo die Straßen sich schneiden, welche von Tetuan nach Tetuan führen. Die Einwohner der Stadt begannen sich mit den eingebrungenen Fremden zu versetzen und ein aus den Vornehmern zusammengesetzter Gemeinderath ist von Marfak O'Donnell mit Handhabung der Polizei beauftragt worden. Man ist übrigens spanischerseits im Begriff, demnächst nach Tetuan zu marschiren, auch soll die Flotte nun zur Verwundung gegen die Küstenhorte kommen, und zwar wird man sich, wie es heißt, gegen Medat (an der Atlantischen Küste) und dann erst gegen Tetuan wenden. Inzwischen ist im Lager O'Donnell's ein maurischer Unterhändler Walek Abbas eingeflossen, um sich nach den Bedingungen zu erkundigen, unter denen Spanien Frieden zu schließen geneigt wäre. Der spanische Feldherr aber hat denselben an die Königin verwiesen, da er selbst keine Vollmachten in dieser Beziehung habe.

Westliche Staaten von Nordamerika. — Die Sprechwahl. Nachdem die Demokraten am 27. Jan. nach daran gewesen, ihren Kandidaten, Smith von Nordcarolina, durchzubringen denselben leiteten nur zwei Stimmen an der absoluten Majorität, theilte der Republikaner Sherman seiner Partei mit, daß er seine Kandidatur um den Zweckstuhl aufgegeben. Darauf wurde Bennington von Newjersey an seiner Stelle vorgeschlagen, zumal da drei Führer der Rekonstruktion Demokraten eingewilligt hatten, letztem drei Stimmen zu geben. So begann am 30. Jan. der Wahlkampf von Neuem, alle Aussagen zum Kapital waren von Neugierigen besetzt und im Laufe selbst war der Andrang so gewaltig, daß es eine Stunde währte, bis im Sitzungssaale die Stimmen gezählt wurden. Die Gesamtzahl der Stimmen belief sich auf 244, zur Wahl waren 118 erforderlich, davon fielen auf Bennington aber nur 115, auf den Kandidaten der Gegenpartei 112, während die übrigen sechs sich spalteten. Am folgenden Tage fielen bei 233 Mitgliedern auf Bennington immer nur 116, also eine zu wenig. Endlich am dritten Tage wurde er mit 1 Stimme Majorität erwählt.

Auswanderungsangelegenheiten.

Die deutsche Einwanderung in den Hafen von Newyork war seit zwölf Jahren nie so klein als 1859, wo nur 27,858 Personen eintrafen, während 1847 deren 32,326 landeten. Die Ziffer stieg von Jahr zu Jahr, bis sie 1854 ihren Höhepunkt mit 179,648 Einwanderern erreichte, im nächsten Jahre auf 168,528 sank und sich 1856 auf 56,117, 1857 auf 80,859 und 1858 auf 31,874 herabsenkten.

Die Taufe der drei Kaffern in Triest.

Unter den vielen verdienstvollen und erfreulichen Resultaten, welche die Weltumsegelung der Novara bisher schon gehabt hat, nimmt die Belehrung und christliche Erziehung der drei Söhne der Wildnis, welche sie aus dem Kapland mitgebracht, gewiß nicht die letzte Stelle ein. Diese jeder Theilnahme würdigen Schwarzen, die sonst vielmehr in dem englischen Gefängnis an der Simons-Bay verblieben wären oder in ihrer Heimat ihr Leben in der Barbarei und Fäulnis verbrachten hätten, sind jetzt Christen, haben das Bewußtsein ihrer Menschlichkeit erlangt, ein ordentliches Handwerk erlernt und sind so zufrieden und glücklich, daß sie erklärt haben, nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehren und bis zu ihrem Tode in ihrer jetzigen Lage verbleiben zu wollen. Als neulich bei einem kleinen Wortwechsel ein Marokko Einer dieser Kaffern „du schwarzer Teufel!“ rief, antwortete dieser mit ruhigem Selbstgefühl: „Wenn ich auch schwarz bin, so bin ich doch ein Mensch wie du.“ Es war dies der Ausdruck seines durch die christliche Lehre in ihm geweckten Selbstbewußtseins. Es war gewiß in sehr humaner und edler Absicht, daß der Erzherzog Max die drei Kaffern unter die Gläubigen seiner Dampfschiff „Plantase“ einreihen ließ. Sie haben dadurch die braunen und gelbsten Kaffern zu Kameraden und sind durch diese Anzuehung in eine Lage gekommen, die sie vor manchen Krankheiten sicher stellt, die sie vielleicht sonst ihrer Abstammung und Farbe wegen von den rohen Kaffern zu erdulden gehabt hätten. Die Geschichte dieser drei Kaffern ist in kurzem folgende. Sie waren kurz vor Ankunft der Novara in Simons-Bay als Gefangene dahin gebracht worden. Zwei derselben lagen aus, sie hätten nur einen Verwandten an die Grenze des englischen Gebietes begleitet und wären da gefangen genommen worden. Und in der That nehmen die Kaffern bei ihren Mäzias in die kaplanische Gewandtheit ihre Kinder und auch Weiber mit. Der eine geficht ein, bei einem Viehdiebstahl ertappt worden zu sein.

Als der sehr höfliche und zuvorkommende englische Gouverneur Sir C. Grey dem Commodore Willerfort alle englischen Anstalten in der Simons-Bay vorlegte, führte er ihn auch in das Fort, wo die gefangenen Kaffern, etwa 280 an der Zahl, untergebracht waren, um zu öffentlichen Arbeiten, Straßenbau u. s. w. verwendet zu werden. Diese mußten vor dem Commodore ihren Kriegszug produziren, wobei sie so viel Kraft und Gewandtheit entwickelten, daß der Commodore dem Gouverneur den Wunsch äußerte, einige derselben mitnehmen zu dürfen. Dieser zog einen englischen Rechtsanwalt zu Rathe und eröffnete hierauf dem Commodore, daß, wenn sich unter den Kaffern welche finden sollten, die sich freiwillig entschließen, auf der Novara Dienst zu nehmen, so hätte die Sache keinen Anstand, unter der Bedingung, daß sich die österreichische Regierung verpflichte, denselben, falls sie es wünschen sollte, jederzeit die Mittel an die Hand zu geben, in ihre Heimat zurückzuführen. Als dies den Kaffern bekannt gemacht wurde, meldeten sich fünf, die auch zugleich eingetauft und zwei als Kaffern, drei als Schiffsjungen angestellt wurden. Der Schiffskaplan Eduard Marochini, ein geborener Triester, unterzog sich auf das bereitwilligste der mühevollen Aufgabe, die drei Wilden zum christlichen Glauben zu bekehren. Er befolgte dabei die entgegengesetzte Methode der englischen Missionare in Kapstadt, welche den Wilden zuerst das Englische und dann die neue Lehre beibringen suchten. Er befolgte, ihr Idiom zu lernen und ihnen in ihrer Muttersprache das Evangelium zu verkündigen. Dies war nun eine sehr schwierige Aufgabe, denn die englischen Missionare, die er in Simons-Bay kennen lernte, wußten ihm eine Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zweckes anzugeben. Ein einziger und zwar ein Deutscher von Geburt, Hermann Pirich, hatte die Kaffersprache studirt und schenkte ihm zwei Auschnitte aus einer deutschen Zeitung, in welcher einige Dutzend Wörter in der Kaffersprache mit ihrer deutlichen Bedeutung abgedruckt waren. Glücklicher war Dr. Scherzer, der in Kapstadt ein englisch-lateinisches Wörterbuch entdeckt und an sich brachte, welches er nach der Abreise von Simons-Bay dem freudig überhasteten Kaplan zum Ansehen überreichte. Doch auch dieses Wörterbuch gereichte Herrn Marochini nicht zu besonderm Nutzen, da die Kaffern verschiedene abweichende Dialekte sprachen, und nur dem ausdauernden Fleiße des Kaplans gelang es, die großen Schwierigkeiten zu überwinden und durch eine eigne sinnreiche Methode von den Wilden selbst ihre Sprache zu erlernen.

Er brachte es auch durch vielen Fleiß dahin, daß er bereits nach einigen Monaten nicht nur sich ihnen verständlich machen, sondern auch einen kleinen Katechismus in der Kaffersprache aufstellen konnte, mit Hilfe dessen er ihnen die Lehren des katholischen Glaubens erklärte und einprägte. Anfangs zeigten die Wilden kein besonderes Interesse für die neue Lehre, erst als er ihnen das Leben Jesu erzählte, sein Leben und seinen Tod für die Erlösung des Menschengeschlechtes, da wurde ihr Gemüth tief ergriffen und von da ging die Belehrung mit großer Leichtigkeit vor sich. In ihrer Heimat hatten die Wilden nie einen religiösen Unterricht irgend einer Art genossen, sie kannten keine innere Andacht und keinen Kultus. Sie wußten nur von einem guten Geiste (Got) Gadiel und einem bösen Geiste Caslagela U-moja zu erzählen. Ihre Beschäftigung war eine Art des rohesten Feldbaues gewesen. Als die Novara in Neufeland vor Anker ging, wurde dieser drei Wilden die Erlaubnis erteilt, an's Land zu gehen. Es waren Shandi, der Sohn eines Häuptlings, Joccia und Jamba. Allein nur der letztere kehrte an Bord zurück, die beiden andern blieben, wahrscheinlich von den dort so thätigen Fischweibern verführt, auf Neufeland zurück. Von den drei übrigen Kaffern sind zwei Brüder (d. h. Söhne desselben Vaters), aber zweier Mütter, da unter den Kaffern die Polygamie herrscht. Sie heißen Jamba und Bangani, der Name ihrer Heimat ist Ciabro, der ihres Häuptlings Mala. Der Dritte, Namens Tinian, ist in Cusbeis zu Hause, das dem Häuptling Anja gehort. Ihre Taufnamen haben sie sich selbst unter den Namen der Kaffern aus der Novara gewählt. Jamba heißt jetzt: Anton, Bangani: Joseph, und Tinian: Johann. Um von ihrer Heimat an die Grenze des englischen Gebietes zu gelangen, hatten sie ihre Aussage nach sieben Tage gebracht. Die Kaffersprache ist eine sehr weiche und milde und die Wörter sind reich an Vokalen, meist aus vielen Sylben bestehend. Das Eigenschaftswort an ihr ist, daß sie den Vaut K nicht kennt. Wir lassen hier als Proben der Kaffersprache einige ihrer Worte folgen: ulungecahu (gut); andingemlosli (neu); onomasoonche (allmächtig); acangendiossi (unbetrieblig); eupenonapade (ewig). Die körperliche Weisheitheit unserer drei Wilden ist eine sehr kräftige, sie sind mittelwüchsig groß, stark gebaut und sehr gewandt. Ihr Gemüth ist sanft, verträglich, nachgiebig. Sie stehen mit ihren europäischen Kameraden auf sehr gutem Fuße, verachten willig und folgen ihr Arbeiten. Geistigen Getränken sind sie nicht abhold und zeigen nur in beäugtem Zustande einige Zerknirschung. Das Italienische verstanden sie schon nach sechs Monaten recht gut und sprechen es jetzt leidlich. Als die Neubekehrten für den Empfang der heiligen Taufe hinlänglich vorbereitet waren, wurden sie hier in Triest vom Marine-Superior und Zivilarab von Rath-Monstor, Joseph Toth und einem Delegaten der hiesigen Kirchenbehörde einem Kaffern unterworfen, und nachdem man sich die

Ueberzeugung verschafft hatte, daß es ihre freier und unabhängiger Wille wäre, in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden, wurde die heilige Taufe am 19. Januar in der neuen Meditarischen Kirche zu Triest vorgenommen. Diese ist auch eine Schöpfung der jüngsten Zeit und liegt am äußersten Rande desselben Hügel, auf welchem die Villa des Erzherzogs Ferdinand Max steht. Die Aussicht vom Eingange dieser Kirche ist eine wahrhaft entzückende, sie umfaßt den ganzen Golf von Triest, der in der Ferne von den Felsenhängen der Alpen eingehüllt wird. Der Marine-Superior Toth nahm die heilige Handlung in Person vor und wurde dabei von den Kaplanen von Marochini und Marocherie assistirt. Der Erzherzog Max, der Katholik bei den drei Neophyten übernommen, hatte, da er eben auf der Reise nach Brasilien begriffen ist, den Marinekommandanten Baron Bourguignon, seinen Admiralsadjutanten, den Vizeadmiralskaplan Grafen Bela Hadik v. Futak und den Kommodore Baron Willerfort zu seinen Stellvertretern beigestellt. Wir sehen auf unserer Abbildung die drei Neubekehrten, jeder einen Faden hinter sich, vor dem Eingange der Kirche stehen, während der Marine-Superior die Fragen an sie stellt, von deren beiderseitiger Beantwortung ihr Einlaß in das Gotteshaus abhängt. In der Kirche hatten sich viele Anständige versammelt, um dem rührenden Schauspiel beizuwohnen, unter denen auch der Doktor Scherzer und einige Offiziere von der Novara-Expedition.

Bilder aus dem spanisch-marokkanischen Kriege.

Ein Marktentzelt im spanischen Lager.

Mag ein Heer noch so heisse Kämpfe und ermüdende Märsche gehabt haben, einen Ort gibt es, wo der Soldat alle Mühen und Gefahren vergißt, wo selbst die bitterste Luft für ihn eine heitere Färbung annimmt. Das ist der Ort, wo die Marktentzerne die festen und flüssigen Vorräthe aufspeichert hat, zu denen sie häufig auf eine geheimnißvolle und nicht immer rechtmäßige Weise gelangt ist. Während im spanischen Lager bei Ceuta die Cholera wüthete und Stürme jede Verbindung mit Spanien abschnitten, verarmte das Marktentzelt der Kompanie, so oft eine Kasse eintrat, Gruppen fröhlicher Soldaten vor seinem Eingange, und der Anden im Viehhändler verwichend um so schneller, je trauriger der Tag gewesen war. Unser Bild zeigt eine solche Gruppe, die theils trinkt, theils strategische Betrachtungen über die bereits kampfgeendeten und noch bevorstehenden Kämpfe anstellt. Die Feindschmied der Kompanie beaufsichtigen den soldatischen Koch bei seiner Arbeit und zu dieser Gruppe gehört auch ein armes Schaf, das melancholisch, sein Schicksal vorahnd, in das Feuer blickt. Haben die Soldaten sich in Wein und Speisen geläufigt, so werden sie tanzen, wie man es bei seinem Marktentzerne, ein spanisches ausgenommen, sehen kann. Dann klappern die Kaffentanten, und der Andalusier vergißt bei seinem Randango, der Ragionier bei seinem lebhaften Gatos, der Galizier bei seiner Velleira, daß es kein spanischer Boden ist, den die Füße stampfen. Velleira unterbricht dann das Gort, das zum Kampfe ruft, die lärmende Fröhlichkeit, doch am nächsten Tage wiederholt sich gewiß an demselben Orte dieselbe Scene, wenn ihr auch nicht alle Theilnehmer von gestern beizuwohnen.

Pater Lacordaire.

Die Wahl des Pater Lacordaire zum Mitgliede des Instituts ist mit Recht als einer der Schläge aufgefaßt worden, mit welchen die gelehrte Welt Frankreichs, die bekanntlich in der Mehrzahl ihrer Mitglieder antipapistisch ist, von Zeit zu Zeit ihren Unmuth gegen das jezige Regiment zu erkennen gibt. Der nachfolgende Aufsatz wird zeigen, daß es auch bessere Gründe für die Wahl gab. Vorher aber sei es gestattet, einen kurzen Blick auf die Körperchaft zu werfen, die den berühmten Dominikaner jetzt zu den übrigen zählt.

Das Institut de France datirt seinen Ursprung vom Jahre 1629, wo sich eine Anzahl von Gelehrten zusammenfand, um in gelegentlichen Zusammenkünften wissenschaftliche Gegenstände zu erörtern. Nachdem bewirkt die Anerkennung dieser Gesellschaft als einer Staatsanstalt. Man räumte derselben Anfangs das Hotel des Femmes ein. 1673 wurde das Sitzungslokal in den Louvre verlegt. 1795 zog das Institut in einen eignen für dasselbe erbauten Palast auf dem linken Ufer der Seine, gegenüber dem alten Louvre, in welchem es sich noch jetzt befindet. Das Institut zerfällt gegenwärtig in 5 Abtheilungen: 1) die Akademie française, 2) die Akademie der Inschriften und der Literatur, 3) die Akademie der Wissenschaften, 4) die Akademie der schönen Künste, 5) die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

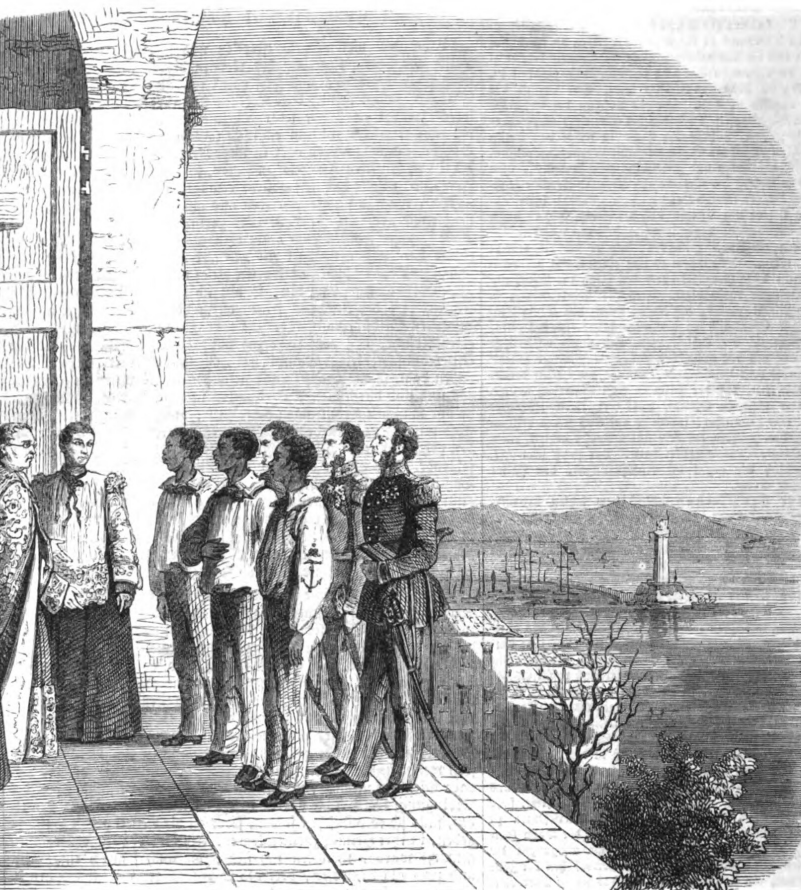
Den ersten Rang nimmt die Akademie française ein. Sie wird gewöhnlich als die „Vierzig“ bezeichnet, weil die Mitglieder dieser Zahl nicht übersteigen dürfen. Ihre Hauptaufgabe ist die Zusammenstellung des berühmten Verzeichnisses der französischen Sprache. Einen Theil davon bildet die Akademie der französischen Grammatik zu besetzen ist das höchste Ziel des Ehrgeizes der pariser Gelehrtenwelt. Die Vierzig ergötzen sich bei jedem Uebesall, der ihre Zahl vermindert, durch eigne Wahl, und wenn auch nicht alle literarischen Größen der Nation in die Körperchaft aufgenommen werden können, so muß man doch sagen, daß dieselbe die Elite der Talente und Intelligenzen Frankreichs repräsentirt. Der Pater Lacordaire ist an die Stelle des berühmten Alexis de Tocqueville gewählt worden, und wir glauben, daß er diese Auszeichnung als der erste geistliche Redner des heutigen Frankreich sehr wohl verdient.

Jean Baptiste Henri Lacordaire wurde am 12. Mai 1802 zu Rechy Sur Durce geboren. Früh schon verlor er seinen Vater, welcher Schiffszug war, und so wurde er unter der Aufsicht seiner Mutter, einer frommen Frau, zu Dijon, von wo dieselbe stammte, erzogen. 1809 bezog er das dortige College, welches er nach zehnjährigem Studium, bedeckt mit Vorbrücken, den landesüblichen Zeichen seiner Triumphe bei den Prüfungen, zugleich aber erfüllt mit Voltaire'schen Grundfragen, verließ, um sich in Paris dem Studium der Rechte zu widmen. Man wies ihm bereits eine glänzende Laufbahn als Sachwalter, als er plötzlich zum Staunen seiner Bekannten, welche die allmählig in ihm vorgegangene Umwandlung seiner Ueberzeugungen nicht einmal gahnt, in das Seminar von St. Sulpice eintrat. Drei Jahre später wurde er zum Priester geweiht. Der Erzbischof von Paris ernannte ihn unmittelbar darauf zum Almosenier eines der Klöster von Paris. 1828 veranlaßte der junge Pater diese bescheidene Stellung mit der eines Almoseniers am Kollege Henri Lamoignon. Da die Pflichten dieses Amtes seinem evangelischen Eifer nicht genügten, suchte er den Entschluß, als Missionar nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu gehen. Der Erzbischof bot ihm die Stelle eines Generalsekretärs an, aber während noch darüber verhandelt wurde, brach die Revolution aus und Lacordaire glaubte sich jetzt in der Heimat besser am Plage; er gedachte offen dem Volke den Muth der Herrschaft religiöser und politischer Freiheit zu verkündigen. Er grüßte mit den Gesinnungsgenossen Lamourin, Montalembert, Gerbet, de Cour u. A. die Zeitschrift l'Avenir. Es schien notwendig, dem Volke den

Glauben zu benehmen, als müßte die Kirche immer auf Seiten des Königthums stehen, auch wo sich dasselbe im Konflikt mit den neuen freisinnigen Einrichtungen befände, und um dies zu widerlegen, trat die Zeitschrift für die Rechte des Volkes gegenüber seinen Unterbrüdern auf. Es konnte nicht fehlen, daß die feurigen Artikel, die Lacordaire in die Spalten derselben lieferte, Aufsehen und bei der Gegenpartei Anstoß erregten. Einer derselben, an die Bischöfe Frankreichs gerichtet, brachte den Verfasser sogar vor die Geschworenen, doch rettete ihn die offene und energische Art, mit welcher er sich verteidigte, vor der Verurtheilung. Die Herausgeber des *Avenir* versuchten auch noch auf andere Weise ihre Ansichten zu der allgemeinen Volksmeinung zu machen. Lacordaire, Montalembert und de Cour versammelten eine Anzahl von Kindern um sich und wurden Schullehrer. „Die Freiheit“, sagten sie, „kann nicht gegeben, sie muß genommen werden.“ Die Universität glaubte, daß sie sich zu viel Freiheit genommen hätten, die Schule wurde geschlossen und ihre Gründer vom Pairshofe zu einer Geldstrafe verurtheilt, nachdem Lacordaire sich vergeblich mit der ihm eignen originellen Beredsamkeit verteidigt hatte.

Von allen Seiten angegriffen, von Politikern wie Geistlichen, glaubten die Herausgeber des *Avenir* sich durch Berufung auf die Autorität des apostolischen Stuhles stärken zu müssen, dessen Rechte sie stets aufrecht erhalten hatten. Sie gingen im November 1831 nach Rom, um dem Papste ihre Sache vorzutragen und um Sanction ihres Verfahrens zu bitten. Der Erfolg war ein solcher, wie ihn jeder Unbefangene voraussehen konnte: ein päpstliches Rundschreiben verurtheilte die Grundsätze des *Avenir*. Lamais unterwarf sich dem Aussprüche des Papstes nicht, Lacordaire und die übrigen waren befehl und schwiegen fortan.

Abbt Lacordaire zog sich zu fleißigen Studien in sein Kloster zurück. Hier suchte ihn 1834 der Direktor des Stanislaus-College auf, um ihn zu bitten, seinen Zöglingen eine Reihe von Vorträgen zu halten. Die kleine Kapelle der Anstalt wurde bald unzureichend, die Menge zu fassen, welche sich zu den glänzenden Improvisationen des jungen Predigers drängte, und in Folge der Aufregung, welche dieselben erzeugten, wurden sie nach einigen Monaten geschlossen. Zu derselben Zeit veröffentlichte Lacordaire, um die große Klust zu bezeugen, welche ihn von seinen früheren Anschauungen jetzt trennte, seine „Betrachtungen über das philosophische System des Herrn v. Lamais“. Es geschah dies während sein früherer Freund die „Worte eines Gläubigen“ erscheinen ließ, welche ihn auch von



Die Tausch der drei Kaffern Zambo, Pagani und Cinian in Triest. Nach einer Zeichnung von V. Poiret.

den anderen früheren Gesinnungsgenossen vollständig trennten. Diese blieben getreue Söhne der Kirche, der alte Lamais galt fortan als hartnäckiger Kehler. Die Frucht dieser Politik ließ für Lacordaire nicht auf sich warten. Es öffnete sich ihm die Kanzel der Notre-Dame-Kirche. Er glänzte hier in den Jahren 1835 und 1836 und seine brillante Weise zu sprechen, seine Originalität und seine reichen Kenntnisse veranlaßten um ihn ein außerordentlich zahlreiches Publikum. Er sprach bis zu einem gewissen Grade im Tone der Zeit, er zog Dinge, die man sonst nicht auf der Kanzel erhört, in das Bereich seiner Predigt, er trat bisweilen sehr kühn auf und man unterlagte ihm das weitere Predigen. Der Erzbischof von Paris dagegen überhäufte ihn mit Lobesprüchen und nannte ihn einen neuen Propheten. Diese Billigung seines geistlichen Vorgehens und die Sympathien der Menge hinderten indeß nicht, daß er zu der Ueberzeugung gelangte, die religiöse Restauration in Frankreich, die er im Auge hatte, werde nicht ehen gelingen, als bis sie von einer ganzen Gesellschaft von Predigern unterstützt sei. Eine solche Gesellschaft hatte in dem Orden der Dominikaner oder Predigerbrüder in Frankreich bereits existirt. Lacordaire wirkte durch seine Schriften „Ueber die Wiederherstellung des Ordens der Predigerbrüder in Frankreich“ und „Das Leben des heiligen Dominicus“ nach dieser Seite hin auf das Publikum und begab sich dann nach Rom, wo er 1840 im Kloster La Quercia unter Hinzufügung des Namens Dominicus zu seinen bisherigen Namen in den Dominikanerorden aufgenommen wurde. Die weiße wolken-

Kutte des in einen Mönch verwandelten Abbt erschien wieder auf der Kanzel der Notre-Dame-Kirche — ein ungeheurer Anblick, aber die Beredsamkeit des Predigerbrüders veranlaßte wieder Tausende um ihn, welche jedes Wort, das von seinen Lippen fiel, wie ein Evangelium aufnahmen. Eine bedeutende Anzahl junger Leute gaben hohe Stellungen und glänzende Ausichten auf, um ihm auf seiner Laufbahn zu folgen, und so wurden verschiedene neue Dominikanerklöster gegründet. Lacordaire wurde Generalvikar des Ordens. Man errichtete mehrere Schulen, unter anderen eine in Sorbie, die sich großen Ruf erworben hat.

Die Februarrevolution rief Lacordaire wieder in das politische Leben zurück. Vom Departement der Rhonemündungen zum Mitglied der konstituierenden Versammlung gewählt, soß er einige Zeit in seiner weißen Kutte unter den Gesetzgebern Frankreichs, und zwar hatte er seinen Platz auf der höchsten Bank des „Berges“. Die unfruchtbaren Zänkerereien indeß, welche alltäglich in der Versammlung

stattanden, vertrieben ihn nach einigen Monaten und er gab seine Stelle als Volksvertreter auf, um auf die Kanzel zurückzukehren. Während einer langen Reihe von Jahren hat Vater Lacordaire als Prediger die unermüdbare Thätigkeit entfaltet, und selbst die, welche gleich uns mit seiner Weltanschauung nicht entfernt übereinstimmen, müssen zugeben, daß er dabei ein ausgebreitetes Wissen, eine ungewöhnliche Kühnheit und ein seltenes Talent, aus dem Stregreiz zu sprechen, entwißelte. Viele Städte Frankreichs haben mit Entzücken dem Strom seiner Beredsamkeit gelauscht, mehrere ihm Ehrenerwerbungen gewidmet. 1845 wählte ihn die Akademie von Lyon einstimmig zu ihrem Mitglied und einige Jahre später erwies ihm die von Dijon eine ähnliche Ehre.

Die geistlichen Arbeiten des Abbt sind zusammengestellt in seinen „Konferenzen in Paris und Toulouse“, eine Predigtsammlung, welche eine vollständige Erweiterung des katholischen Dogmas und der katholischen Philosophie enthält und welche, wenn man sie nur vom literarischen Standpunkte betrachtet, allein hinreicht, seine Wahl in die Akademie zu rechtfertigen. Seine anderen Schriften umfassen eine große Anzahl von Abhandlungen und Studien über verschiedene Punkte der Dogmatik, literarische und biographische Artikel, Leichenfermone und Reden über Erziehung. Keine dieser kleineren Arbeiten ist ohne Verdienst, aber der Haupttruf Lacordaire's gründet sich auf die Kanzel. Er wird in der Akademie die römisch-katholische Kanzelberedsamkeit im vollendeten und vollständigsten modernen Sinne des Wortes repräsentiren — nebenher aber zugleich die Ab-



Markenbergszell im spanischen Lager vor Tetuan.

neigung der Mehrheit dieser Körperschaft, das Auftreten des Kaisers Napoleon gegen den Papst zu billigen.
Als katholischer Priester unverwundt, hat Lacordaire als näher Verwandter nur drei Brüder, von denen der eine jetzt Rektor der Universität von Pavia ist, während der zweite, zum Ingenieur und Architekt gebildet, die kaiserliche Gobelinfabrik leitet und der dritte Kavalerioffizier außer Diensten ist.

Der Brand der Pemberton-Mühlen in Lawrence.

Nichtachtung des Menschenlebens, wo es Gelderwerb zu beschleunigen gilt, ist einer der hervorsteckenden Züge unter den Schattenseiten des nordamerikanischen Charakters. Unzählige Explosionen von Dampfschiffen, vielfache Unglücksfälle auf schlecht, weil zu wohlfeil und zu rasch gebauten Eisenbahnen waren bisher die Folge. In den letzten Wochen kam dazu ein Ereigniß, welches sich unter den Unglücksfällen der letzten Jahre an Grauenshaftigkeit nur mit dem Untergang der Austria vergleichen läßt.

Es war Dienstag den 10. Januar etwa 10 Minuten nach 5 Uhr Abends, als man in dem Städtchen Lawrence im Staat Massachusetts einen furchtbaren donnerähnlichen Krach, begleitet von einer gewaltigen Erschütterung, hörte. Man eilte auf die Straße und fand, daß die sogenannten Pemberton-Mühlen eingestürzt waren und sich mit Dach, Wänden, der Maschinerie und den darin befindlichen Arbeitern buchstäblich in einem ungeheuren Trümmerhaufen verwandelt hatten. Es war ein über alle Beschreibung gräßlicher Anblick: Menschen und Balken, Maschinenfragmente, Vorräthe, Steine und Splinter lagen in einer einzigen unüberschaubaren Masse durch und über einander. — Die Unglücklichen, welche in der Fabrik gearbeitet, waren durch nichts gewarnt gewesen; keine Ahnung des Verderbens, das über mehr als 700 friedlich ihren Geschäften nachgehenden Menschen geschwebt, hatte auch nur einen von der Unheilstätte hinweggeführt. Ein Sturz, ein Krach, und ihr Untergang war vollendet. Und nicht genug, daß die Fabrik zusammenfiel und nahe an 100 Menschen auf der Stelle zerschmetterte, mehrere Hunderte verwundete und lebendig begrub — zu dem Einsturz trat bald darauf noch ein anderes schrecklicheres Unglück. Der Ruinenhaufen begann zu rauchen, der

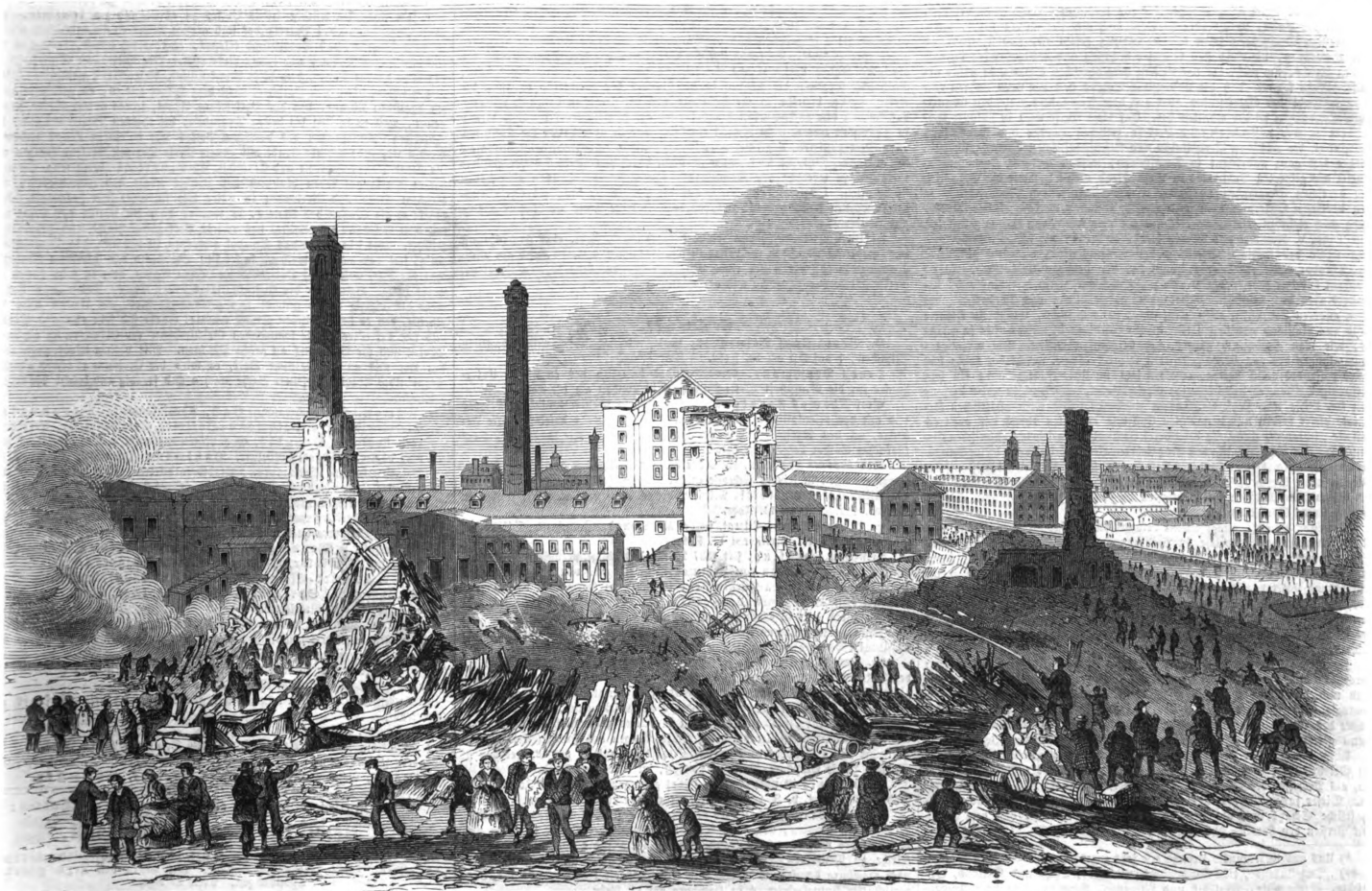


Vater Jean Baptiste Henri Lacordaire, Mitglied der französischen Akademie.

Ruf „Feuer“ hallte über den Trümmerplatz und fügte denen von den Verhütteten, welche ihn vernahmen, zu der angstvollen Empfindung lebendig begraben zu sein, noch das furchtbare Gefühl, in diesem Grabe die Flamme zum nächsten Nachbar zu haben.

Zuerst war Alles starr vor Schrecken. Aber bald machte die Erfahrung thätigsten Rettungseifer Platz, und Laufende drängten sich herbei, um die verhütteten Arbeiter aus den Ruinen hervorzuziehen, die einen Raum von nicht weniger als zwei Acres bedeckten. Die ganze Nacht hindurch wurde von mehr als 2000 Menschen mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet, das Feuer zu löschen und die noch lebenden Verhütteten aus ihrem Grabe zu befreien. Manche kühne That wurde verrichtet, mancher von der Rettungsmannschaft fiel als Opfer seiner großmüthigen, aber übelgeleiteten Unerfrohenheit. Man zündete mächtige Wachfeuer an, um den Arbeitern zu ihrem gefahrvollen Werke zu leuchten. Wo das Festsitzen und Wollen der Flammen nachließ, hörte man das graußige herzzerreißende Kreischen der Begrabenen, denen die Glut sich genähert. In Todesangst die Hände ringend standen Menschen umher, die Verwandte, Kinder, Gatten in den Trümmern suchten.

Bevor das Feuer ausbrach, gegen 9 Uhr Abends, hatte man 19 gefährlich Verwundete nach der City Hall gebracht, welche in der Eile in ein Spital verbracht worden war, aber viele andere Unglückliche waren von ihren Verwandten erkannt und in Privathäuser geschafft worden, und 22 hatte man todt aus den Trümmern gezogen. Man glaubte auch die Uebrigen retten, wenigstens ihre Leichen finden zu können, als das ausbrechende Feuer — es entstand dadurch, daß einer der Kettenenden unvorsichtig mit einer Laterne an eine besonders feuergefährliche Stelle in den Ruinen ging und die Laterne zerbrach — diese Öffnung in Verzweiflung verwandelte. Rauch waren mehr Spritzen zur Stelle, und Ströme von Wasser wurden sofort auf den brennenden Punkt gerichtet. Die Feuerleute arbeiteten auf's Tapferste, und einen Augenblick schien man des furchtbaren Elements Herr geworden zu sein. Es schien wenigstens keine Fortschritte zu machen, aber bald sah man, daß alle Anstrengung vergeblich sein würde. Die Flamme begann von Neuem um sich zu greifen, sie jagte allenthalben in dem Holzwerk des zusammengebrochenen Gebäudes Fuß, breitete mit unübersehblicher Gewalt ihre Schwingen über das Ganze aus und verwandelte dasselbe endlich in einem riesigen hoch gen Himmel aufsteigenden Scheiterhaufen, so daß gegen Morgen von der ganzen Fabrik nichts mehr übrig war als ein Aschenhügel, neben dem zwei rauchgeschwärmte hohe Schornsteine



Der Brand der Pemberton-Mühlen in Lawrence, Massachusetts, Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Illustrirte Zeitung.

Wochenkalender.

1860	Protestanten	Katholiken	Russen und Griechen	Juden	Türken
Februar			1860 Februar	5620 Mar	1276 Schaban
26. S.	1. Invocavit	1. Invocavit	14. Sirona	3.	4.
27. M.	2. Invocavit	2. Invocavit	15. Aufz. d. g. R.	4.	5.
28. E.	3. Invocavit	3. Invocavit	16. Pamboli	5.	6.
29. M.	4. Invocavit	4. Invocavit	17. Afermitivo	6.	7.
1. D.	1. Albini	1. Albini	18. Orthodorus	7. Tob. Mos.	8.
2. S.	2. Albini	2. Albini	19. Simplicius	8. (Zach.)	9. Tichuma
3. E.	3. Albini	3. Albini	20. Leo B. v. K.	9. Zjane n.	10.

Astronomischer Kalender.

1860	Sternzeit im mittlern Mittage	Rechnungs- zeit der Sonne nach mittl. Zeit	Wänge	Breite	Aufgang	Untergang
26	22h 22' 8"	12h 13' 14"	23°	+ 5° 6'	11h 5' Abends	
27	22 26 4	12 13 4	40	+ 5 14		
28	22 30 1	12 13 3	53	+ 5 7	0 20 früh	
29	22 33 38	12 12 52	66	+ 4 45	am Tage	1 35
1	22 37 54	12 12 30	79	+ 4 7		2 45
2	22 41 51	12 12 18	93	+ 3 14		3 45
3	22 45 47	12 12 5	107	+ 2 9		4 30

Sonnenanfang 6 U. 50 M. Sonnenuntergang 5 U. 40 M.
Erstes Viertel des 2. Febr. 8 U. 44 M. Abend.
Größte nördliche Abweichung des Mondes vom Aequator den 1. März 6 U. Abend.

Witterungsbeobachtungen zu Leipzig.

1860	Barometer in barisfer Luft bei 0° reduziert.	Thermometer nach R. aumur.	Wind- richtung.
Februar.	8 Uhr 12 Uhr 4 Uhr früh Mitt. Nachm.	8 Uhr 12 Uhr 4 Uhr früh Mitt. Nachm.	Mittel
12	334,34 334,24 334,22	- 5,6 - 1,1 - 1,0	- 2,6 W
13	335,79 335,75 335,73	4,5 1,9 1,4	2,6 NWN
14	336,78 336,74 336,70	4,0 3,7 3,0	3,6 NWN
15	337,49 337,34 337,25	6,2 - 2,8 - 1,0	3,3 W
16	338,55 338,79 339,57	1,2 0,0 0,0	- 0,4 N
17	339,12 339,08 339,12	0,4 + 0,0 + 0,5	+ 0,4 N
18	339,76 339,78 339,62	- 1,3 + 0,4 + 1,3	+ 0,1 N

Das Schönbartlaufen,

eine nürnbergische Fastnachtsspielart in der Vorzeit.

Ein wesentlicher und charakteristischer Bestandteil der jetzigen und vormaligen Fastnachtsspiele ist, um auf dem weiten, fast unübersehbaren Gebiete der Fastnachtsgedächtnisse zunächst nur eine Erwähnung in's Auge zu fassen, die Maskenspiele und Karrenfeste, welche gleich einem Erbstück von unverwundlicher Dauer, aus der frühesten Vorzeit stammend, der Gegenwart noch immer erhalten sind. Daß diese Volksfestlichkeiten, deren eigentliche Lebenszeit in den Jahresanfang, in die Zeit zwischen Neujahr und Fastnacht fällt, nicht aus dem Schooße der christlichen Kirche hervorgegangen sind, und weder der Zeit noch dem Geiste und Einflüsse des Christenthums ihr Dasein verdanken, ist eine sichere und, wie wir hier annehmen, auch allgemein bekannte Thatsache.

Der Ursprung und Anfang unserer jetzigen und vormaligen volkstümlichen Fastnachtsspiele geht bis in die vorchristliche Zeit zurück und sie selbst ist mit allen an diesem Jahresabstuhne haftenden Festgebräuchen und abergläubigen Meinungen ein Ueberrest des germanischen Heidenthums und seines Naturkultus. Es würde nicht gerade schwer sein, diese Abkündigung gültig und überzeugend nachzuweisen, allein für diesen immerhin umständlichen Nachweis würde uns hier der Raum fehlen. Wir beschränken uns daher, einer vormaligen Fastnachtsspielart dieser Art in der Stadt Nürnberg unsere Aufmerksamkeit und nähere Betrachtung zuzuwenden, und zunächst von dieser das heidnische Urbild aufzuzeigen. Wir meinen das Schönbartlaufen, einen Mummenschanz, der in der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg unter allerlei Abweichungen und Unterbrechungen bis zum Jahre 1539 bestand und seinen Namen vom Schönbart, einer Larve oder Maske, erhalten hatte.

Nach einer von der Deutschen Gesellschaft in Altdorf in Druck gegebenen Schrift im Jahre 1761 hatte dieser Mummenschanz einen ganz merkwürdigen Ursprung. Im Jahre 1349 entstand nämlich ein großer Volksaufstand, der nicht allein dem Ansehen und dem Einfluß der Patrizierfamilien, sondern der ganzen Stadterfassung den Untergang und der Stadt selbst die schrecklichsten Verheerungen und Zerstörungen drohte. Die Hünste hatten sich verbunden, am dritten Fingertage den Rath zu überfallen und zu erschlagen. Ein Mönch verrieth den Anschlag und der Rath suchte nach Hülfe, wo er anderthalb Jahre weilt, während die Sandwertsleute das Regiment über die Stadt führten. Endlich kam Kaiser Karl IV. von Prag nach Nürnberg und ließ die Aufständigen gefangen nehmen und einige von ihnen enthaupten. Den alten Rath setzte er wieder ein und begnadigte die Kunst der Metzger und Messerer, welche in Treue gegen den alten Rath verblieben waren, mit der Erlaubniß, eine ganz besondere Fastnachtsspielart halten zu dürfen. Von dieser Erlaubniß machten auch die Metzger und Messerer Gebrauch und veranstalteten zur Fastnachtszeit das Schönbartlaufen. Die Messerer tanzten mit bloßen Schwertern, die Metzger aber führten einen sogenannten Zämeranz auf, und hielten einander bei ledernen Ringen, die wie Leberwürste anzusehen waren. Nach dem Tanze zogen sie mit Musik zu den Stadtpfändern, wo ihnen ein Trunk aufgetragen wurde, zu dem sie ihre vorher gesammelten Fische und Gelber verzehrten. An diesen Tagen hatten die Handwerker Erlaubniß, Kleider von Sammet und Seide tragen zu dürfen. Der Zubruch des Volks zu diesen Tänzen und Aufzügen war so stark, daß man sich mit Schlägen Platz vorher machen mußte, und da Viele dabei verwundet wurden, so befahl der Rath, daß nicht Bafen, sondern nur Quasen und Büsche gebraucht werden sollten. Dazu wählten nun die Metzger eine Bedeckung von 24 Mann, maskenartig in Leinwand gekleidet, das Gesicht verlarvt, mit hölzernen Spießen versehen und eine grüne Quaste in der Hand, um den Tanzenden Platz zu verschaffen.

Die Vorbereitungen und Anstalten zu dieser Fastnachtsspielart kosteten den Handwerkern natürlich viel Geld und das Schönbartlaufen wurde ihnen mit der Zeit eine mehr beschwerliche als angenehme Verpflichtung. Es gefiel sich daher nach und nach andere Bürger zu ihnen, die sich auf eigene Kosten kleideten und an dem Aufzuge Theil nahmen. Daraus entstanden die sogenannten Schönbartgesellschaften, die zu hunderten und noch mehr Personen anwuchsen. Im Jahre 1449 wurde ihnen zum ersten Male ein Hauptmann beigeordnet. Als sie später sich noch mehr vergrößerten, erhielten sie zwei und mehrere Hauptleute, aber dennoch ging es nicht immer ohne Unruhe und Störung ab, ja einmal kam es sogar zu einem

förmlichen Kampfe und Gefechte. Es pflegten nämlich seit dem Jahre 1457 die jungen Herren aus den Patrizierfamilien den Metzger und Messerer den Schönbart abzukufen, d. h. das Recht, diesen Fastnachtsspielart aus ihrer Mitte veranlassen und halten zu dürfen. Durch den Aufwuch, den sie dafür zu machen im Stande waren, erhielt die Lustbarkeit ein größeres Ansehen und einen erhöhten Glanz, der aber eben auch Hader und Zwist hervorrief und veranlaßte.

Nun war im Jahre 1507 den reichen Ballonen, welche sich in der Stadt aufhielten, der Gedanke beigemommen, aus eigener Macht Schönbart laufen zu wollen. Einer von ihnen hatte sich als tüchtiger Kaiser kostümiert und eine zahlreiche reisende Dienerschaft hinter sich, denen 60 Tücher reich gekleidet und stattdessen bewaffnet folgten. Auch einige Pferde wurden nachgeführt mit Truhen, in welchen Kleinodien von mehreren tausend Gulden Werth lagen. Dieser Zug veranlaßte sich vor der Stadt, zog zum Spitalthore ein vor das Rathhaus, wo der tüchtige Kaiser hielt. In der Vorhofsstraße ließ die Gesellschaft auf schon bedeckten Tafeln ihre Kleinodien auslegen und schenkte sie dem Zultan, der dieselben dem Rathe der Stadt zuwendete.

Anzweihundert der eigentliche berechnete Schönbart in Stephan Baumgärtner's Hause auf dem Markte angelangt und vernahm die Annahme der Ballonen. Sofort sendeten die Hauptleute zu den Ballonen und ließen fragen, wer ihnen die Erlaubniß zu ihrem Aufzuge ertheilt habe. Jene verweigerten Antwort und Redenshaft, und sofort wurde beschloffen, den Muth der fremden Krämer und Kaufleute auf die Probe zu stellen, und der Schönbart rückte gegen sie an. Die Ballonen hielten aber nicht Stand; sie fielen theils von ihren Pferden, theils ließen sie davon, so gut sie konnten. Doch kamen nicht alle mit heiler Haut davon. Der Rath sendete, um weiteres Unglück zu verhüten, Herrn Andreas Zacher als Vermittler ab, der den Hader und Aufruhr aufhüllte. Doch nach einigen Tagen wurden die Schönbarthauptleute vor den Rath gefordert und mit ihrer ganzen Gesellschaft drei Tage lang mit Gefängniß auf dem Thurne in Gnaden bestraft.

So viel zunächst über die Geschichte des Schönbartlaufens. Betrachten wir nun den Aufzug selbst.

Den Zug eröffneten jeder Zeit nach altem deutschen Brauch einige Vermummte in Karrenkleidung, die mit Kolben oder Prütlern in der Hand Plag machten. Sodann tritt oder lief Einer in Karrenkleidung mit einem großen Zack voll Kasse, die er unter die Räder warf, welche sich natürlich darum rauten und schlugen. Ihm folgte ein Anderer, gewöhnlich auch zu Pferd, und trug einen Korb mit Eiern, die mit Rosenwasser gefüllt waren. Wenn ein Frauenzimmer sich am Feste oder an der Hausthür oder auf der Straße sehen ließ, wurde es mit diesen Eiern beworfen, und dies hatte nach dem Ausdruck der Schönbartleute „gar schön gekniet“. Dann kamen die Schönbartleute selbst mit ihren Schutzhelmen, Hauptleuten und Musikanten. Ihre Kleidung war meist übereinstimmend, doch jedes Jahr in Farbe und Schnitt verschieden und verändert. Zweitens lief Einer darunter als wilder Mann gekleidet oder als wildes Weib, als ein Mensch mit einem Wolfskopfe, oder mit Spiegeln, oder auch mit Kaskanen behangen. Diesen Personen waren auch wol Ketten angehängt. Dem wilden Manne:

Zu eines wilden Mannes Gestalt ich bei dem Schönbart lieg finden mag.

Dem wilden Weibe:

Dieweil mein Mann sich macht auf d'Straßen, will ich ihm folgen gleichermäßen.

Oder dem Spiegelträger:

Von Zannentaub und Spiegeln klar ich auch ein Zier dem Schönbart war.

Im Jahre 1523 machte einer mit seinem Kleide großes Aufsehen, das aus Abklaffbrieten mit daran hängenden Siegeln zusammengeheftet war. Einen Abklaffbrief trug er auch in der Hand. Die Verse lauteten:

Ich war umhängt mit Abklaff-Brief, also ich mit dem Schönbart lief.

An den Armen aber und um den Leib waren folgende Reime zu lesen:

Stierma sind
mancherlei seltsam Gefind,
die sich haben begeben,
in der Fastnacht leben.
Wer nun solchs alles wissen will,
les' meinen Brief, wird finden viel;
wie sich die Fastnachtstrüder gut gehalten haben bei gutem Muth.

Als Beschluß des ganzen Zuges wurde gewöhnlich eine sogenannte „Hölle“ nach Beschaffenheit ihrer Größe entweder von Menschen oder von Pferden auf einer Achse nachgezogen. Diese Hölle war eine große Maschine von verschiedener Erfindung, die ein künstliches Feuerwerk in sich faßte und am Ende der ganzen Lustbarkeit vor dem Rathhause angezündet, zuweilen auch gestürzt und verbrannt worden ist. Die vornehmsten Erfindungen und Abweichungen dieser Hölle waren: ein Haus, ein Thurm, ein Schloß, ein Schiff, eine Windmühle, ein Drache, ein Delfin, ein Kroschobil, ein Elefant mit einem Thurm und Mannschaft, ein menschliches Ungeheuer, das Kinder fraß, ein Kram mit einer Krämerin, die allerlei Karrenwerk lief hielt, ein Zennsberg, ein Dackofen, worin Karren geboden wurden, eine Kanone, woraus böse Weiber geschossen wurden, ein Vogelheer, auf dem man Karren und Krämerinnen fing, eine Galeere mit Mündchen und Nonnen, ein Glücksrad, welches lauter Karren herumdrehte, und andere dergleichen Dinge. Auch geschah es, daß Schlitten mit herumfuhren, auf welchen Gebarnische saßen, die mit Turnierharnen gegen einander stießen und ihre Gegner abzuheben und auszusuchen bemüht waren, wie es bei dem Gefellenfechten üblich war.

Das Schönbartlaufen währte, wie schon erwähnt worden ist, bis zum Jahre 1539. Nach diesem Jahre wurde es für immer eingestellt und zwar aus folgender Veranlassung. „Am darauf folgenden Jahre 1539“, heißt es in der oben genannten Schrift, „war die Lustbarkeit desto größer und ausdehnender. Es wurde nicht nur auf dem Rathhause ein Gesellschaft und Steden gehalten, sondern es begingen auch die Messerer ihren Tanz, der sechs Jahre zuvor nicht war gesehen worden, und die Schönbartgesellschaft zeigte sich in ganz ausnehmender Pracht. Deren, die aus den Gesellschaften mit liefen, waren 135 und ihre Kleidung war ganz Atlas mit goldenen Fingeln auf weißen Hüten. Noch andere aus vornehmen Geschlechtern, 49 an der Zahl, liefen in Leinwandkleidern. Damals lief auch das indische Weib mit dem Kaskanenkleide; es fuhren verschiedene Schlitten mit der Platter, eine ansehnliche Kaufmannsfamilie, hielten ein Steden auf Schlitten. Alles dieses wurde hingegen und mit Vergnügen angesehen worden sein, aber die Hölle, welche sie mit sich führten, verardb den ganzen Schönbartabend auf ewig. Nürnberg hatte damals unter anderen großen Theologen den berühmten Dr. Andreas Siander noch in Diensten. Dieser Mann verband mit seiner natürlichen Hige einen ganz besondern geistlichen Eifer auf der Kanzel und in Predigten. Er modte bei den noch halb heidnischen und halb papistischen Zeiten

Nürnberg's Ursache genug dazu haben, aber er machte sich gleichwol das Volk und besonders den Böbel zu Feinden. Unter Anderen suchte sich diesmal die Schönbartgesellschaft an ihm zu rächen. Sie machte eine Hölle, die ein Schiff vorstellte. In demselben stand ein Pfaffe, der ein Beispiegel statt des Buches in der Hand und einen Doktor und Warden zur Seite hatte. Der Pfaffe hat dem Siander so ähnlich gesehen, daß ihm Seemann auf den ersten Anblick erkannte. Dieser Wuthwille war kaum vorbei, als sich Siander bei dem Rathe beklagte und durch sein großes Ansehen die Genehmigung erhielt, daß die Schönbarthauptleute auf den Thurm geklettert und das Schönbartlaufen, welches mit verschwenkender Pracht, großem Mißbrauch und allem Wuthwille begleitet war, von nun an verboten wurde.“

Dies nach dem Berichte der sogenannten Schönbartbücher die kurze Geschichte jener alten nürnbergischen Volkslustbarkeit von ihrem Beginn bis zu ihrem Ende und die Schilderung ihrer äußeren Gestalt und Ercheinung. In diesem Berichte ist aber das, was über ihre Entstehung und Einführung erzählt wird, jedenfalls ungenau und unrichtig. Das Schönbartlaufen ist nach seiner ganzen Einrichtung und Ausstattung keineswegs ein origineller Gedanke und eine unmittelbare Erfindung der Zeit, in welcher wir ihm in der beschriebenen Art und Weise zuerst begegnen, sondern nur eine erneuerte, dem damaligen Zeitgeschmacke angepaßte Auflage und Wiederholung einer schon früher vorhandenen und begangenen Fastnachtsspielart, die selbst wieder nur als die Kopie eines noch weit älteren Urbildes gelten darf, nämlich einer heidnischen Frühlingsfeier und eines volkstümlichen Kultus der nach dem Winter wieder in's Land einziehenden Götter der Fruchtbarkeit und schönen Jahreszeit.

Wer mit den alten Volksfesten und Volksgebräuchen, namentlich mit den an der Fastenzeit haftenden Gebräuchen und abergläubigen Meinungen ein wenig bekannt ist, wird diese Behauptung nicht eben auffällig finden und jenen Bericht, welcher die Einführung des Schönbartlaufens dem Kaiser Karl IV. als einen Gnadenden, dem getreuen Metzger und Messerer erwiehen, beilegt, den sonderbaren Zügen beizählen, mit denen man allwärts alte, unversandene Volksgebräuche in späterer Zeit zu erklären suchte. Kurz, das nürnbergische Schönbartlaufen war ein modernisirter Ueberrest eines heidnischen Frühlingsumzugs, mag es auch sein, daß in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Feste des alten Festes in der erneuerten Gestalt und zeitgemäßen Umbildung vielleicht nach längerer Unterbrechung einen neuen Aufschwung erhalten hat und gleichsam in eine neue Aera und Epoche eingetreten ist.

Sehen wir uns nun nach dem Urbilde jener heidnischen Frühlingsfeier um, von der das Schönbartlaufen seine mittelbare Abstammung herleiten dürfte, so fällt uns zunächst jener Bericht in's Auge, den J. Grimm in der deutschen Mythologie vollständig mittheilt aus einer lateinischen Chronik der Abtei St. Tron, zwischen Vörsich und Vörsen gelegen, vom Abte Rodulf im 12. Jahrhundert geschrieben. Dieser Bericht läßt bei aller Gehässigkeit der Schilderung des Festlichen, welcher in dem ganzen Gergange, den er erzählt, einen Tadelspiegel erblickt, um bei aller Einstimmung der Thatsachen auch ein heidnisches Festspiel der späteren volkstümlichen Fastnachtsspiele zu sein, wie uns bedünkt, ganz besonders auch des nürnbergischen Schönbartlaufens in dem geschilderten Ereignisse erkennen, zumal wenn wir noch einige andere Nachbildungen zur Vergleichung herbeiziehen. Der wesentliche Inhalt desselben ist kurz zusammengefaßt folgender.

Etwa ums Jahr 1133 wurde bei Inden, später Cornelimünster, unweit Aachen, von einem Bauer unter Begünstigung der Obrigkeit und unter dem Beirath leichtfertiger Menschen im nahen Walde ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen und zu Lande fahrbar gemacht. Er erlangte auch von der Behörde, daß sich die Weber vorfinden und es an Zeiten nach Aachen ziehen müßten. Hier ward es von einer größeren Prozession beiderlei Geschlechts empfangen, dann wieder nach Wahrheit geführt und von da mit Mastbaum und Segel versehen nach Lutzerath, Loos und so weiter im Lande herumgezogen, überall unter großem Lärm und Geleite des Volks. Als der Abt Rodulf von St. Tron vernahm dieses heiligen Schiffes unter solch heidnischen Treiben wurde er erbittert, predigte er alle Tage sich der Einholung desselben zu enthalten; aber so sehr er auch gegen das Gösenbild und Teufelswerk loszog, die Einwohner hielten es mit Jubel ein, wie einst die Trojaner das hölzerne Pferd. Ja man erließ sogar eine Strafbefehl gegen die Weber der Stadt, welche säumig in ihrem Dienste erfaunden wurden, denn sie hatten das Schiff mit allem Zeug auszurufen und Tag und Nacht dabei zu wachen. Sie murten zwar nach dem Berichte wider die Gewalt, die ihnen geschah, obgleich sie wol eigentlich die vormaligen Priester der Götter vorstellten und deshalb auch ein Pfand von Allen zu nehmen berechtigt waren, welche dem Heiligtume nahen. Ueberall, wo das Schiff ankam, war Freudengetöse, Jubelklang und Tanz um dasselbe herum bis in die späte Nacht. „D daß ich doch lügen möchte!“ sagt der Abt in seinem frommen Eifer. „Weint Mondenheiden kamen Scharen von Frauen ohne alle weibliche Schamhaftigkeit mit aufgelöstem Haar, einige halbnackt, andere nur in einem ganz leichten Gewande und führten sich unter die Masse, die ums Schiff herumtanzte. So waren bisweilen tausend Menschen bis Mitternacht beisammen. Wenn aber der Tanz aufhörte, dann stürmten sie mit einem wilden Geschrei durcheinander hierhin und dorthin, und was man dann sehen konnte, ist besser zu verweigern.“

So lautete die merkwürdige Meldung Rodulf's. Was ist nun von diesem Umzuge mit dem Schiffe zu halten? J. Grimm hat sich darüber so ausgesprochen. „Wahrscheinlich lebten unter dem gemeinen Volk jener Gegend damals noch Erinnerungen an einen uralten heidnischen Kultus, der Jahrhunderte lang gehindert und eingeschränkt nicht vollends hatte ausgerottet werden können. Ich halte dieses im Lande umziehende, von der zutretenden Menschenmenge empfangene, durch festlichen Gesang und Tanz gefeierte Schiff für den Wagen des Gottes, oder lieber jener Götter, welche Tacitus der Isis vergleicht, die den Sterblichen gleich Christus Frieden und Fruchtbarkeit zuführte. Wie der Wagen verfuhr war, so modte auch der Eingang in das innere Schiff den Menschen verwehrt sein, ein Bild der Gottheit brauchte nicht darin zu stehen. Ihren Namen hatte das Volk längst vergessen, nur die gelehrtten Mündchen obten noch etwas von Neptun oder Mars, Nactus oder Venus; aus das Heiligtum der alten Feste kam die Lust des Volks von Zeit zu Zeit wieder zurück. Wie wäre der Bauer im Walde zu Inden darauf verfallen, ein Schiff zu bauen, wenn ihm nicht Erinnerungen an frühere Prozessionen, vielleicht auch in benachbarten Gegenden vorgedacht hätten?“ — „Rodulf meinet nicht, was zuletzt aus der damals eingeführten, terra navis“ wurde; es genügt ihm zu erzählen, daß über die verlangte und geweihte Aufnahme Zwietracht und Händel ausbrachen, die in offenkem Kampf gelöst werden mußten. Das bezeugt uns die lebhafteste Theilnahme der Zeitgenossen, wie sie für oder wider das Fest von der weltlichen oder geistlichen Partei angefaßt worden war.“

Rodulf's Bericht sagt auch nichts über die Jahreszeit, in welcher das Schiff durch die Lander von Stadt zu Stadt umgeführt und

geleitet wurde. Daß dies aber in der Zeit des beginnenden Frühjahrs geschehen ist, möchte nicht allein aus dem Brauche selbst und seiner Beschaffenheit ersichtlich sein, sondern auch durch andere Volksgebräuche bestätigt werden, die ein nicht verkennbarer Nachhall jener altheidnischen Frühjahrsfeier im 12. Jahrhundert bis in eine weit jüngere Zeit sich anderwärts erhalten haben und auf derselben Idee beruhen, „die sich seit Verdrängung der Götter durch das Christenthum nur in unverständlichen Volksgebräuchen fortgehalten und allmählig verkümmern konnte; auf der Sichtbarwerdung einer wohlthätigen, gütigen Gottheit unter den Menschen, die sich ihr allenthalben mit Freundschaft bezeugen nahen, wenn im Lenz die Erde wieder weich geworden und das Eis von den Strömen gelöst war, daß Ackerbau und Schifffahrt neu beginnen konnte“.

Ernst Meier erzählt in seinen Sagen, Sitten und Gebräuchen aus Schwaben: „In Ulm hält man in der Fastnacht noch zuweilen einen Umzug mit einem Schiffe. Es wird auf einen Schlitten gestellt, wenn man noch Schnee hat, und dann fahren die Leute darin unter Musik und Jubel in der Stadt herum.“ Und ein ulmer Rathspröfokoll vom Nikolausabend 1530 enthält das Verbot, daß sich Niemand mehr weder am Tage noch des Nachts verbuden, verkleiden, noch Fastnachtskleider anziehen, auch sich des Herumfahrens des Pfluges und mit den Schiffen enthalten soll. Das Pflugschieben, eine volkstümliche Gewohnheit, die ursprünglich zu Ehren der Gottheit geübt wurde, von welcher man ein fruchtbares Jahr und das Gedeihen der Aussaat erhoffte, fand auch in anderen Gegenden statt. So erzählt Seb. Frank in seinem Weltbuche, daß am Rheine, in Franken und anderen Gegenden die jungen Gesellen alle Tanzjungfern zusammenholen und sie auf einen Pflug setzen und ihren Spielmann, der auf dem Pfluge sitzt und pfeift, in's Wasser ziehen. Und Enoch Wiedemann's Chronik von Hof erzählt: „Fastnacht führten böse Buben einen Pflug herum und spannten die Mägdelein dazwischen, welche sich nicht mit Geld lösten; andere folgten nach, säeten Säer-

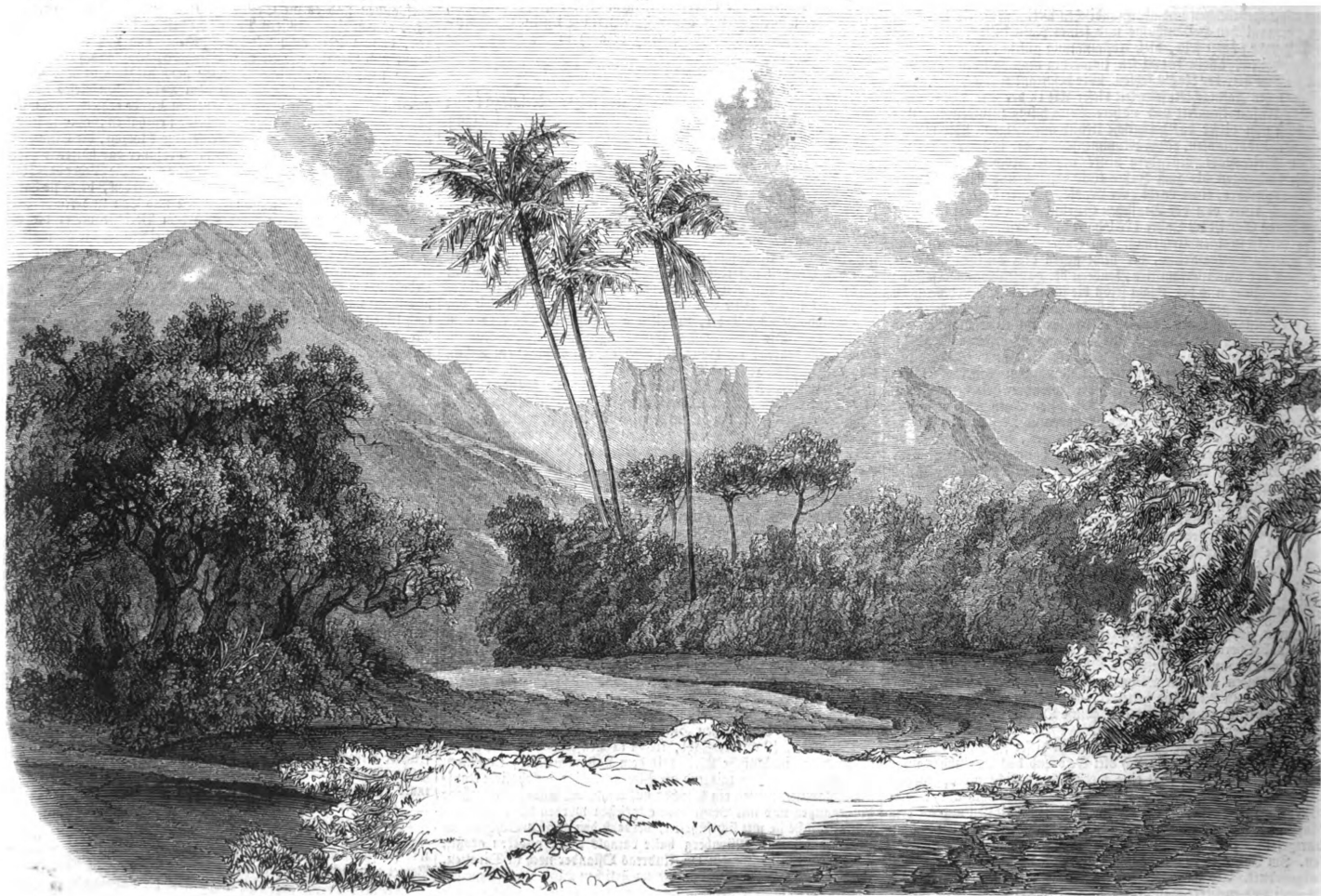
ling und Sägepäne.“ Dasselbe geschah ehemals auch in Leipzig. Dort führten ebenfalls die Zungesellen vermunnt und verlarvt einen Pflug herum und zwangen die unterwegs aufgegriffenen Mädchen an dem Boche zu ziehen, zur Strafe, daß sie noch nicht geheirathet hatten.

zu, denn das Priesteramt ging nun ebenfalls auf das Volk über. Und so sind die Weber, welche nach Rodulf's Bericht das Schiff über Aachen und Wafricht nach Tugern und Voos zu ziehen gezwungen wurden, als die späteren Vertreter der Priesterschaft zu

Dies Umführen von Schiffen und Pflügen in Schwaben, Franken und am Rheine, in weit jüngerer Zeit als ein Fastnachtsbrauch noch üblich und volkstümlich, gestattet auch für jenen ältern, vom Abt Rodulf beschriebenen heidnischen Umzug mit dem Schiffe die Annahme, daß auch dieser in derselben Zeit des Jahres vorgenommen worden ist. Er beruht ja, wie schon bemerkt worden ist, mit jenem auf einer und derselben Idee, auf einer symbolischen Darstellung der Götterumzüge unter den Menschen beim Beginn des Frühjahrs. Und wer mit Volksgebräuchen dieser Art etwas näher bekannt ist, kennt recht gut ihr zähes Haften an derselben Zeit durch alle Jahrhunderte hindurch. Diese Umzüge und symbolischen Darstellungen haben als Traditionen und Erinnerungen aus der Vorzeit auch in der christlichen Zeit ihr Dasein möglichst erhalten und bewahrt und als Volksitten, denen freilich die vormals gottesdienstliche Bedeutung nach und nach ganz abhanden kam, bis in die jüngste Vergangenheit noch überall bestanden. Sie lassen sich ungezwungen auf jenen Einzug der Nerthus, wie Tacitus ihn beschreibt, zurückführen, gleichsam als dessen spätere, mit dem Zeitgeschmack im Einklang und Uebereinstimmung gebrachte Kopien. Auch der Einzug der Nerthus war in der Blütezeit des germanischen Heidenthums ein gottesdienstlicher Pomp, eine symbolische Darstellung der neu erwachten Naturkraft, der im Frühling aus der Gefangenschaft der Winterriesen befreiten und in die Länder zurückkehrenden Erdmutter, eine Symbolik, der wir nicht allein an den eigentlichen Frühjahrsfesten beim Erwachen der Natur, sondern auch an den späteren Mai- und Sommerfesten noch vielfach begegnen.

Nach Einführung des Christenthums nun, wo diese Feste in Nachwirkung des zähen Heidenthums fortbauerten, nahm der Antheil des Volkes nur noch mehr zu, denn das Priesteramt ging nun ebenfalls auf das Volk über. Und so sind die Weber, welche nach Rodulf's Bericht das Schiff über Aachen und Wafricht nach Tugern und Voos zu ziehen gezwungen wurden, als die späteren Vertreter der Priesterschaft zu

Die Weltaht der Novara: Ihre Majestät Pomare, Königin von Tahiti. Nach einer Zeichnung von J. Selleny.



Die Weltaht der Novara: Landschaft auf Tahiti. Nach einer Zeichnung von J. Selleny.

betrachten, zumal da sie auch an anderen Frühlingsfesten und Gebräuchen neben den Meggern, die als Opferpriester fungiren, hervortreten und theilhaftig sind.

Aber mit welchem Rechte darf nun diesen Fastnachtsumzügen mit Schiffe und Flügel, den Ueberresten eines heidnischen Kultus, das nürnbergische Schönbartlaufen zur Seite gestellt und von demselben ein gleicher Ursprung behauptet werden? Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die sogenannte Hölle, welche hinter dem Zuge der Schönbartleute herumgeführt wurde, als den eigentlichen Kern und ursprünglichen Hauptbestandtheil des ganzen Aufzugs bezeichnen. Und diese Hölle gleicht in ihrer obwohl sehr veränderlichen Gestalt und Ausstattung so sehr jenen zu Lande umgeführten Schiffen, daß eine Zusammenstellung und Vergleichung dieser Fastnachtsumzüge mit dem heidnischen Vorbilde aus dem 12. Jahrhundert wol annehmbar erscheint. Unter den vornehmsten Erfindungen und Abwechslungen dieser Hölle wird ja ausdrücklich auch ein Schiff genannt; ferner ein Drache und Basilisk und ein Renschhof, Darstellungen und Symbole, welche auf den Winter und auf Solba, die Frühlingsgöttin, hinweisen, mag ihnen auch in jener Zeit, wo sie vorlamen, das rechte Verständniß ihrer ursprünglichen Bedeutung abgehen. Kurz und gut, jene auf einer Schleiße von Menschen oder Pferden nachgezogene Hölle gemahnt uns, an das von den Weibern herumgezogene Schiff zu denken und auch in ihr wie in jenem Schiffe das Fahrzeug der Göttin wiederzufinden, welche nach Tacitus Bericht von einem Theile der Sueven verehrt wurde und von dem Römer der Isis gleichgestellt wird, aber mit Nerthus, Solba und Berchta eine und dieselbe Gottheit ist. Aus diesem Fahrzeuge hat später die Alles umgestaltende Zeit noch andere Dinge gemacht, um Abwechslung in einen Aufzug zu bringen, dessen ursprünglicher Sinn wol schon längst vergessen war. Die Megger, welche auch in München am Faschingsmontage den Meggerprunk in den Fischbrunnen ehemals verrichteten, gleichen mit den Messerern als die einst allein berechtigten Schönbartleute jenen Weibern, die das Landtschiff zu ziehen hatten.

Uebrigens hat auch der Zug der Schönbartleute selbst in der Zeit, aus welcher wir ihn nur kennen, nicht alle Merkmale und Attribute einer Frühlingsfeier abtreiben können. Der Kürze halber sei hier nur hingewiesen auf das Wesen der mit Rosenwasser gefüll-

ten Eier, „was gar schön geschmedet hat“, und nicht un deutlich an das sogenannte Schmagosern, hier und da auch Schmedosern genannt, erinnert. Dies ist nämlich ein noch in vielen Gegenden von Weichnachten an bis zur Osterzeit vorkommender Frühlingsbrauch, sich gegenseitig nedend mit Wasser zu bespritzen oder auch zu begießen und dann mit Birkenruten zu peitschen. Auch der wilde Mann und das wilde Weib, der Mensch mit dem Wolfskopfe, ferner der mit Spiegeln und der mit Kasanien behangene Mann sind nicht ohne Bedeutung, sowie auch das Essen der eingesammelten Fische, einer althergebrachten, aus der heidnischen Vorzeit stammenden Fastenspeise. Auf eine nähere Erklärung dieser Andeutungen können wir hier freilich nicht eingehen; sie würde den uns zugemessenen Raum weit überschreiten. Nec omnia scire fas est.

Die Weltfahrt der Novara.

(Fortsetzung aus Nr. 866.)

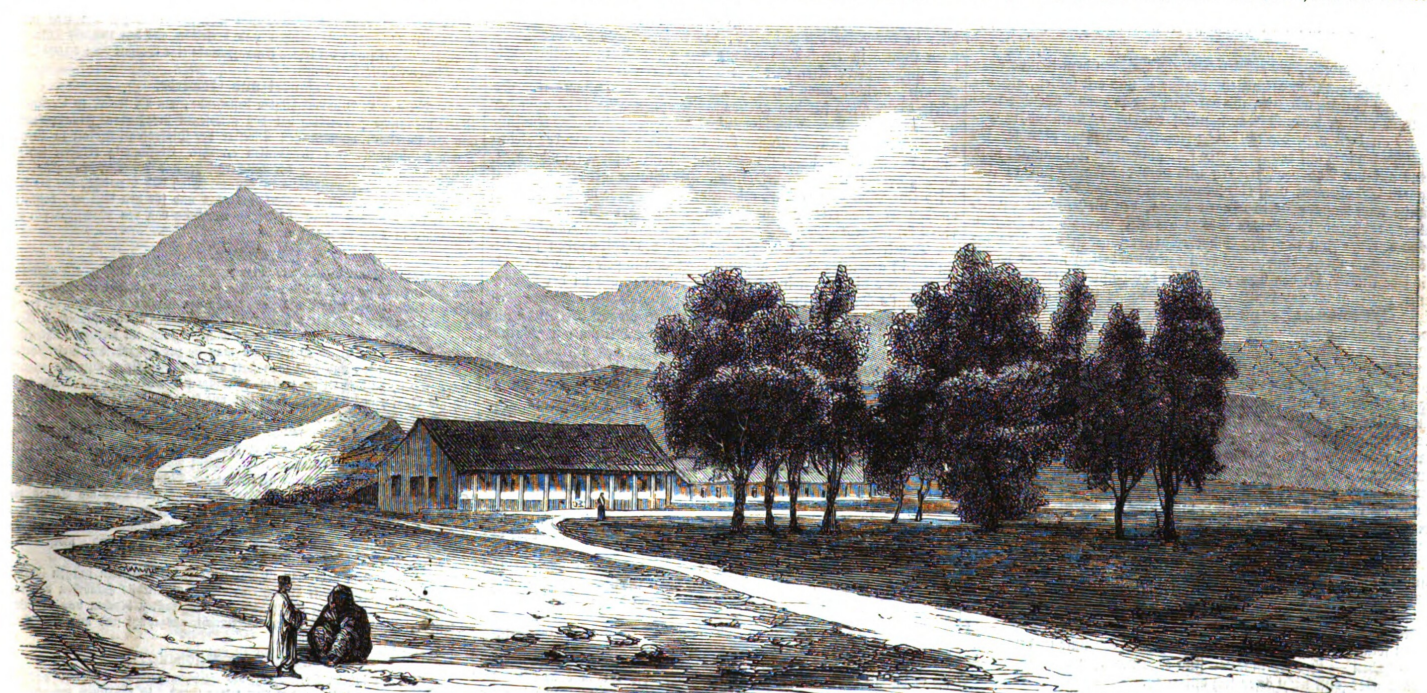
Nach und auf Tahiti.

So schieden wir abermals mit bangem Herzen von zahlreichen Freunden, die wir auch bei den Antipoden gefunden, nahmen viel liebe Erinnerungen mit uns in die Einsamkeit des weiten Meeres, das wir abermals zu durchseln hatten, und dachten noch oft zurück an das glückliche Land, wo es rationellen, fleißigen und toleranten Missionären und intelligenten Kolonisten auf das Erfreulichste gelungen ist, ein wildes, unweisendes Volk aus seinem thierischen Zustande zu erheben, es allmählig an die Kultur zu gewöhnen, und was das Schwerste und in Neuzealand das Gelungenste ist, diese wilden Romanen zu überzeugen, daß sie durch die Kultur gewonnen haben, sie dankverpflichtet gegen ihre neuen Herren zu machen. Dieses Privilegium der Kolonisation, der rationellen Heranbildung, dieses sicherere, weil logische, Vorgehen der Missionäre, diese Führung und Fesselung durch Humanität und Moral, dieses allmähliche Aufbauen auf einer festen Basis muß man den Engländern als Kolonisten zugesprechen, und gerade auf dieser jetzigen Fahrt hatten wir Gelegenheit, die beiden Kolonisationsysteme, das englische und das französische, unmittelbar auf einander folgen, in Neuzealand und Tahiti, zu vergleichen.

Ohne besondere Vorfälle in See erreichten wir am 10. Febr. Paapeetee, den Hafen von Tahiti. Am 10. Jan. hatten wir den 180.



Die Weltfahrt der Novara: Der Wasserfall des Satahuä auf Tahiti. Nach einer Zeichnung von J. Selleny.



Die Weltfahrt der Novara: Der Palast der Königin Pomare auf Tahiti. Nach einer Zeichnung von J. Selleny.

Längengrad paßt und ein Vorbefehl des Kommodore befahl, den 10. Jan. zweimal in Rechnung zu bringen, um bei unserer Ankunft in Europa nicht im Darm um einen ganzen Tag (180° Länge) rückständig zu sein in der Berechnung. In allen Journalen und Berichtsprotokollen wurde somit Montag, der 10. Januar, zwei Mal aufgeführt. Der erste Eintrag, den Tahiti auf den Eingeladenen macht, ist im Ganzen ein heiterer, freundlicher. Die Küste mit Palmen bewachsen, die Berge an ihren Spitzen kahl, aber doch angenehm für das Auge geartet, schöne weiß überstrichene Häuser, unter denen sich das Regierungsgebäude hervorhebt, dazu ein klarer, wolkenloser Himmel und ein dunkelblaues Wasser — Alles das gibt ein Bild, welches den Ankommenden wohlgefallen einnimmt. Der französische Gouverneur der Insel, Einheitspräsident Saisset, empfing uns auf das Zuvorkommendste, und auch hier wurde uns alle erdenkliche Gastfreundschaft zu Theil. Hr. Howe, der einzige protestantische Missionar, rühmte die Liberalität des Gouverneurs betreffs der Ausübung der protestantischen Religion, indem er früher nur in englischer Sprache und nur in seiner kleinen Kapelle in Papeete predigen durfte, während ihm das jetzt auch in den anderen Distrikten und im Tahitiischen gestattet ist. Die Eingeborenen tragen am Sonntag ihre Bibel und die Gesangbuch in einem aus Palmstroh geflochtenen Korbchen bei sich. Man kann annehmen, daß der größte Theil der Eingeborenen (Kanakas) von Tahiti, also gegen 7000 Seelen, Protestanten sind, während sich die Zahl der Katholiken kaum auf 60 beläuft. Die französischen Kolonisten kannten der Garnison betragen bei 6—700 Köpfe, meist Katholiken. Sie haben keine eigene Kirche, sondern nur eine kleine Kapelle, und ihr geistliches Oberhaupt ist Monsignore Florentin Ephraim d'Arri, Vicar Apostolique de Tahiti. Der Bischof sieht ganz allein, ohne weitere geistliche Hülfe, und steht täglich selbst die Messe. Papeete ist eine ganz kleine Ansiedlung von höchstens 3000 Einwohnern, darunter 4—500 Franzosen, meist Soldaten und Matrosen. Hier ist der Sitz des Gouverneurs und der übrigen Behörden, sowie der Königin Pomare und ihrer Familie. Diese bewohnt ein ebenbürtiges kleines Gebäude, über dem die französische Nationalflagge weht. Ein Ausflug nach dem nahen Point de Venus, ungefähr sieben Meilen von Papeete entfernt, zeigte uns eine vollkommen gute Fahrstraße, niedrige Hügel und eine schöne Aussicht auf die See. Vor dem Wohngebäude des Gouverneurs ist der Pré catelan, ein öffentlicher Spaziergang, auf dessen ausgedehntem Wiesengründe die Eingeborenen des Sonntags in Gegenwart des Gouverneurs und der Soldaten die ausgelassenen, unmaßmäßigen Tänze ausführen. Beide Geschlechter betheiligen sich daran; eine Musik, aus Fimbal und Trommeln bestehend, begleitet diesen dem französischen Cancan sehr ähnlichen Tanz, Upa-upa genannt. Nicht neben diesen eingeborenen Tänzern springen die Kriegesgefangenen aus Neufaledonien, an der Spitze ihrer Aufreher herum. Ihre Tänze sind viel wilder als jene der Eingeborenen und haben wenig von dem angenehmen Charakter des Upa-upa der Tahitier. Die protestantische Partei beschuldigt niemals diesen Sonntagsspektakel, der nicht vor dem Gouvernementsgebäude aufgeführt wird. Die Engländer haben Neuseeland beinahe zur selben Zeit besetzt (1843), als die Franzosen sich in Tahiti niederließen. Die ersten haben dabei bereits zahlreiche blühende Kolonien gegründet, während die letzteren nur die französischen Kolonien in Tahiti eingebürgert haben. Das zwar immer freiere, aber indigene Volk wurde hier benützt, um die arbeitsfähigen Schiffsleute in Zerkeln zu verpacken. Auch das Kaiser des Trunkes, dem in Neuseeland strenge Geize Einhalt thut, hielt hier in voller Blüte und trägt natürlich die traurigen Früchte. Im Allgemeinen erweisen sich auch hier die Franzosen, wie überall, als schlechte Kolonisten — ihre Hauptimportartikel sind Ise Sitten —, die ihren Anfangs freilich schnellen Abzug, aber das Geschäft konsolidiert sich niemals. Wie ganz anders verfährt der Engländer, der Mann, der stets bereit ist, Alles der Form zu opfern, preisgibt vorerst Moral, Anstand, Gehorsam gegen das Gesetz. Auf diese verlässliche Basis hin baut er weiter und erreicht durch seinen Ernst und in kurzer Zeit sein schönes Ziel.

Nort Tautaha bildet den Militärposten der Insel; man reist über Guanahetora bis zur Höhe, die das umliegende Land dominiert. Wälder von Breitrindbäumen beschatten den Weg, der zum Tautahanu führt, einem gewaltigen Bergkamm, den man übersteigen muß, um auf die Höhe des Diablenbergs zu gelangen, von seiner diabolischen Form so benannt und einen der schönsten Punkte der Insel bildend. Herrlich lag das Auge des Naturforschers und strategisch wichtig sehen die hohen Felswände imponant da; die Felskette wurde in den letzten Kriegen von den Franzosen durch Verrath genommen. Ein schmaler, ebener Fled wurde für den Bau der Kanonen benützt und um diese herum findet man auch zierliche Gartenanlagen.

Die Spannung, die erklärlichweise zwischen dem Gouverneur und der Königin Pomare besteht, machte es uns erst später, als wir gewarnt hätten, möglich, ihr vorgelegt zu werden. Wenige Wochen vor unserer Ankunft war nämlich ein kleiner Aufstand in Papanua, an dem man die königliche Familie betheiligt glaubte. Es herrschte damals auf der Insel eine sehr aufgeregte Stimmung, man trank auf den Tod der Fremden und noch des Nachts um 11 Uhr zog ein Detachement von 150 Mann mit dem Gouverneur an der Spitze nach Papanua. Ein Wagen folgte, der die Königin zurückführte, während ihre beiden Söhne als Geiseln, an den Händen gebunden, zu Fuß nach der Stadt eskortiert wurden und die Königin und ihre Söhne auf diese Art verantwortlich machen wollte für jede Unbill, die den Europäern von den Anführern Eingeborenen zugefügt werden könnte. Niemand durfte seither mit der Königin ohne vorherige spezielle Erlaubnis des Gouverneurs verkehren. Die Assemblée législative versammelt sich in diesem Jahre nicht, indem es nach der Ansicht des Gouverneurs eine wichtigen Angelegenheiten zu verhandeln gibt; so verläßt die wenigstens der Monteur Tahiti. Wer kann aber im Voraus diesen Mangel an wichtigen Angelegenheiten bestimmen? Sagte uns ein Eingeborener, der auch Mitglied der Assemblée war. Es soll in dieser Versammlung einige ausgezeichnete Redner geben, welche weniger durch die Sprache ihrer Sprache als durch ihre scharfsinnigen logischen Bemerkungen und Antworten überwiegen, jedoch die französischen Gouverneur nicht selten in Verlegenheit bringen. In der Revue coloniale, die in Paris herauskommt, kann man viele solcher Reden der Eingeborenen lesen und muß in der That erstaunen über den klaren natürlichen Verstand, den sie bezeugen. Die tahitischen Frauen sind merkwürdigerweise in Bezug auf ihre bürgerlichen und politischen Rechte vollkommen emancipiert. Der weibliche Nachkomme eines Häuptlings kann ebenso gut Chef eines Distrikts sein und in der Assemblée sitzen, als der männliche. Es gibt sechs bis sieben solcher „Chieffesses“, welche Sitz und Stimme in den Kammern haben — ihre Ehemänner sind eben nur ihre „consorts“ — können aber sonst nicht öffentlich auftreten.

Bei dem furchtbaren Mißbrauche von geistigen Getränken, der unter der Bevölkerung eingebrannt ist, und bei dem Umstande, daß besonders die Weiber diesem abgottlichen Rausch huldigen und man

Damen sehr oft betrunken sieht, kann man sich denken, wie es in Tahiti auf den Straßen und in den Familien zugeht. Merkwürdig bleibt es, daß trotz der 15jährigen französischen Herrschaft man doch nur sehr selten ein französisches Wort von den Eingeborenen hört. Der neue Commissaire impérial beschäftigt sich eben, um diesem „Uebelstande“ abzuhelfen, mit einem Geheimplan, der den Eingeborenen bis zum Jahre 1869 Zeit gibt, die Regierungssprache zu erlernen, von welcher Epoche angefangen Niemand mehr Anspruch auf eine Anstellung machen kann, wenn er der französischen Sprache nicht vollkommen mächtig ist.

Bei einem Ausfluge nach Point de Venus besahen wir den schönen Leuchthurm, der dalest hart am Meere errichtet worden ist, an der Stelle, wo Cook einst sein Observatorium aufgeschlagen hatte; dort zeigt man auch einen Tamarindenbaum, den Cook eigenhändig gepflanzt haben soll. Der Gouverneur dieses Distrikts, zu dem auch das niedliche Dorf Matawai gehört, ist ein wohlunterrichteter Eingeborener, dessen Bruch der Orden der französischen Ehrenlegion schmückt. Der Mangel an fahrbaren Straßen beschränkt die Ausflüge auf die eben genannten. Der See Vahitira, in einer tiefen Thaleinfassung, ist noch ein höchst malerischer Punkt, den zu genießen man sich aber einer mühevollen Fußreise unterziehen muß.

Das 100gradige Thermometer steigt in Papeete in der heißen Jahreszeit bis auf 35 Grad; im Winter (Juli) findet es nie tiefer als 14 Grad. Unter den Angehörigen in Tahiti befinden sich auch sehr viele französische Deportirte, worunter Longo-Mafino, der sich, obwohl früher Anhänger der Partei Louis Napoleon's, beim Staatsstreich durch seine Agitation das Exil erwirkt hatte; er lebte in sehr traurigen Umständen. Ein anderer ist Belmore, der im Jahre 1855 auf den Kaiser geschossen hat und lebenslänglich nach Tahiti verwiesen wurde; letztendlich ist dieser junge Mann, der höchstens 28 Jahre zählt, bei der Bank als Regierungsbeamter angestellt und bezieht monatlich einen Gehalt von 200 Fr. Vierzehnig gebildet und von seiner Umgebung geachtet, führt er im Exil eigentlich ein ganz angenehmes Leben! — Auch Zucker- und Kaffeepflanzungen wurden neuerdings hier versuchsweise angelegt und bieten alle Hoffnung eines Gelingens. Die Schale, welche hier von den Regierungsbeamten bezogen werden, sind mehr als hinreichend, um anständig zu leben. Die Königin Pomare erhält jährlich von der französischen Regierung 25,000 Frs., ebenso viel beträgt der Gehalt des französischen Gouverneurs der Insel. Am 21. Febr. Abends gab der Gouverneur einen großen Ball in seinem Palais, wozu der ganze Stab unserer Fregatte eingeladen worden war.

Der Pré catelan, die erwähnte große Promenade, war mit farbigen Laternen beleuchtet und im Ballsaal spielte die Musikbande der Novara. Ueber 300 Personen, alle Nationalitäten der Insel, waren zu diesem Feste geladen. Auch die Königin Pomare erschien mit ihren Söhnen und ihrem Gemahl; sie war einfach, weiß, ganz europäisch gekleidet und trug Blumen in den Haaren. Sie scheint bei 50 Jahre alt, ist did, unterseht, hat ein volles Gesicht ohne besonderen Ausdruck und sehr plumpe Manieren. Die Schiffe von Rapa, Madame Mahanui, die auch unter den Wästen war, hatte ein viel königlicheres Aussehen und entwickelte bewundernswürdig mehr Aufwand und Bildung. Der jüngste Sohn der Königin scheint ein lebhafter, begabter Junge zu sein, der Thronerbe hingegen ist eine traurige, herabgekommene Figur, die vor der Zeit bereit zu sein scheint. Das Fest dauerte bis gegen Morgen; eine unzählige Menge Volk umstand das Gebäude, gaffte nach den Vordern und ergoßte sich an der Tanzmusik.

Sobald der Kommodore seine verschiedenen Beobachtungen auf der nahen Insel Motu-un beendet hatte, legte die Fregatte mit günstiger Brise wieder unter Segel. Es war am 28. Febr. 1859.

Nachdem wir die erste Zeit Kurs gegen die Marchese-Inseln gehalten hatten, um sich dem sogenannten magnetischen Fels zu nähern, steuerten wir hierauf gegen Palparajo zu.

Kant's Monument in Königsberg.

Endlich ist die Aufstellung des Kant'schen Denkmals fest beschlossen. Nachdem man lange umzins gewien war, ob die Aufstellung des Monuments auf dem Altpfaffenmarkt oder dem Platz vor dem Eisenbahngelände, wo der Philosophengang am liebsten und häufigsten von den Philosophen benutzt wurde, oder auf seinem Grab selbst an der Domkirche geschehen solle, ist der Beschluß gefaßt, die Bildsäule Kant's in der ehemaligen „Danziger Keller“, jetzt „Kant's-Strasse“, zwischen dem ehemaligen Döbblin'schen Badebau der jetzigen Richter'schen Kutschkarenhandlung und der ehemaligen Schloßhofkellerei, jetzt Schülberg genannt, aufzustellen. Hier in der Nähe des Schlosses, des Postgebäudes und des Kant'schen Hauses ist durch Wegweisung des sogenannten Danziger Kellers und anderer alten Gebäude und Mauern ein freier Platz entstanden, welcher auch durch Blumenanlagen verschönert ist. So dürfte dieser Platz für den großen Philosophen allerdings auch der geeignetste sein. Der Schloßbaupinspector Becker ist mit der Ausführung dieses Denkmalsbegriffes beauftragt und jetzt mit der Zeichnung zu dem Grundbaue, welcher wahrscheinlich schon im Mai d. J. ausgeführt werden wird, beschäftigt. Die Statue mit dem Bistehel wird eine Höhe von 18 Fuß erhalten, und dasselbe wird mit einem runden Mauerwerk (einem Rondel wie an der Bildsäule Friedrich's I.) umgeben werden. Auch die sogenannte Stoa Kantiana an der Domkirche, wo das beidseitige Grab des Philosophen sich befindet, ist gereinigt und in angemessenen Stand gesetzt worden. Es ist übrigens die allgemeine verbreitete Meinung, als sei der Damm von Kant's Spaziergängen, der Philosophen-Damm oder Gang genannt, unnützig, da schon der Professor der Dichtkunst Bod in seiner Handchrift über die russische Okkupation Königsbergs vom Jahr 1758—1762 diesen Damm, „den philosophischen Gang“ nennt, welchen damals (1. April 1758) eine russische Schildwache den Spaziergängern sperre. Um so weniger ist eine Veranlassung da, diesen Platz durch Kant's Monument zu verzerren.

Die Schillerstiftung bezieht zur Zeit ein Vermögen von etwa 70,000 Thlrn., darunter Wien 23,000, Dresden 15,000, Weimar 10,000, Leipzig 4,500, Frankfurt a. M. 3,500, Berlin 3,200, München 2,800, Straßburg 2,200, Köln 2,000 Thlrn.

General Garibaldi hat von Vercehen in Neuwelt eine schöne Revolverbüchse zum Geschenk erhalten, welche 30 Schüsse abgeben kann, ohne von Neuem geladen werden zu müssen.

Die in Rom anwesenden Italiener haben dem Könige Viktor Emanuel ein sehr werthvolles Schwert von hoher technischer Schönheit überreicht. Das Schwert ist von massivem Gold und stellt die Italia vor, während die Klinge eine weiße Inschrift trägt.

Frankreich und Oesterreich sind die beiden Staaten des europäischen Festlandes, in denen der Verbrauch des Tabaks ein Monopol der Regierung ist. Oesterreich läßt sich aber diese Last noch weit theurer, als letzterer abzulassen, indem die Einnahme vom Tabak in Frankreich, die 1815 nur 32 Mill. Fr. betrug, im Jahr 1855 dagegen 127 Mill. Fr. ergab. Der Verbrauch ist zwar gestiegen, aber der Preis auch.

Kulturgegeschichtliche Nachrichten.

Kirche und Schule.

— Eine katholische Synode der süder Kirchenprovinz, an der außer den dazu gehörigen Bischöfen auch andere Theologen der Diözesen von Köln, Trier, Koblenz und Münster Theil nehmen sollen, wird in Köln gehalten werden.

— Das preussische Herrenhaus hat am 15. Febr. die beiden ersten Paragraphen des Ehegesetzes, wodurch die falsche Eiche eingeführt werden sollte, sowie zwei auf Gestattung der sogenannten Nothke geltenden Amendements verworfen, sich also für vollständige Beibehaltung der kirchlichen Trauung erklärt.

— Die badischen Kammer, denen noch fortwährend Petitionen gegen das Konfessionsgesetz zugehen, werden die Beilage der gesammelten Reberantwort, auf ihrer Zustimmung bedürftig, verlangen, diese Zustimmung aber voraussichtlich nicht ertheilen.

— Die Angelegenheit des Rantors Schneider in Chemnitz ist noch nicht entschieden, vielmehr demselben vom Kultusministerium in Dresden gestattet worden, interimistisch die Zeitung der Rantorschaft zu übernehmen, mit den Verbindungen des eigentlichen Rantordienstes aber eine andere Person zu beauftragen.

— Der Superintendent Dr. Richter in Leipzig hat in der darmstädter Kirchenzeitung eine Anrede an die Protestanten in Ungarn gerichtet, um sie von ihrem Widerstand gegen das Verbot des Patens vom 1. Sept. v. J. abzumachen.

— Die Mißthelligkeiten im f. Gewerbe-Institute in Berlin sind ausgeglichen; überdies hat der Handelsminister eine Kommission von drei Räten seines Ministeriums mit dem geheimen Oberregierungs Rath Dr. v. d. Spitz ernannt, um verschiedene einzuführende Verbesserungen, die Anhalt betreffen, zu beraten.

Gesellschaft.

— Der aus dem Gefängnis in Glogau entlassene berüchtigte Räuber Wilhelm Pfennhoff, der Schreden des Todes, ist am 13. Febr. auf der Räumungsbahn in der Wohnung eines gewissen Anton Brenden, bei dem er sich schon eine Zeit lang aufgehalten hatte, ergriffen worden. Derselbe machte sich die Sache leicht, der Aufenthalt des Verbrechers war verrathen worden und der Polizeikommissar Schindler fand sich mit einem Revolver bewaffnet, von zwei Polizeibeamten und acht Gendarmen begleitet, in die Stube. Man konnte wahrlich die Vorsicht nicht weiter treiben, allein sie war überflüssig. Widerstandslos ließ Pfennhoff hinter dem Thüre, denn aus Unvorsichtigkeit hatte er sich vor 14 Tagen durch die Hand geschossen und da er nicht wegen dummer, ästhetischer Lust zu lachen, so war sein Zustand sehr übel und er litt an heftigem Schwindel. Daher er sich selbst ergab und nach Wiesel abgeführt wurde. Er schien seine Verhaftung wie eine Hölle zu betrachten, machte unterwegs Zwische und dachte vielleicht im Stillen: heilt mir nur meine Hand, dann will ich euch schon wieder fortlaufen.

Naturkunde und Reisen.

— In Rügenart erfolgten am 16. Febr. 3 Uhr 12 Minuten früh nach einander zwei Erdbeben in der Richtung von Nordwest nach Südost, von denen der zweite durch seine Heftigkeit die Einwohner aus dem Schlafe schreckte, zumal ein donnerähnliches Brausen in der Luft sich begleitete. Die Geräusche in den Stuben klangen in Bewegung; der Barometerstand blieb jedoch unverändert auf 11°.

— Im Kirchenraute werden die Olivenbäume — in geringerem Grade auch Feigen, Kaktusen und der Mais — von einem Parasiten angegriffen. Dieses Schimmelgewächs richtet große Verheerungen an.

Militärwesen.

— Nach der Berechnung eines eigenhändigen Offiziers kommen in Oesterreich und Preußen auf je 100 Personen 2 Mann Soldaten, in Belgien 2, in Preußen 2, in der Schweiz 8 Mann. Oesterreich gibt aus für den Mann 600 Kr., Frankreich 450 Kr., Belgien 320 Kr., Preußen 250 Kr., die Schweiz 60 Kr.

Die Vernehmung des lebenden Heeres in Preußen besteht bei der Infanterie in der Errichtung von 9 Jägerbataillonen, wozu die seit 1859 3 Reservebataillone vervollständigt werden und in der Formierung von 4 Garde- und 32 Einheitsregimenten, welche an die Stelle von ebenso viel Landwehrregimenten treten, die bis jetzt bei jeder Mobilisation zusammengezogen wurden; bei der Reiterei in neu zu errichtenden zwei Garde- und 16 Einheitsregimenten; bei der Artillerie in einer zweiten tabularischen Stellung: Artillerie-Abtheilung und der Vermehrung der Mannschaften bei den Batterien; bei den Ingenieuren in Errichtung einer 4. Kompanie für jede Pionier-Abtheilung; beim Train in Vertheilung der 9 Trainkassen und Formierung derselben in Bataillone zu je zwei Abtheilungen. — Was die Kosten betrifft, so treten zu der für die nächsten Monate des laufenden Jahres erfordernden 7 Mill. Thlr. und den für die folgenden Jahre nöthigen 9½ Mill. Thlrn. jährlich noch die Ausgaben für Erhöhung des Pensionfonds und der Militärrenten, die Zuschüsse zu der gewöhnlichen und der Marschvertheilung der Truppen, die Vertheilung der Standorte, die Kosten der ersten Einweisung der neuen Regimenter, der für dieselben nöthigen Waffen und Pferde und eine Menge anderer Ausgaben hinzu, welche zusammen eine namhafte Höhe erreichen.

— Das grammatikale und die Monturvorräthe der französischen Armee werden auf den Kriegsfuß gebracht und befinden darauf erhalten — sein Friedenszeichen!

Landwirthschaft.

— Die Regierung des Herzogthums Sachsen-Meiningen hat eine landwirthschaftliche Creditkasse errichtet und derselben aus den 150,000 Thlr. der tragenden Reichthümer der letzten Finanzperiode eine Summe von 50,000 Thlr. als Staatsbeihilfe überwiesen.

Handel und Gewerbe.

— Der aus 83 Bewohnern bestehende, am 30. Febr. in Berlin eröffnete preussische Handelsklub hat den gewerlichen preussischen Finanzminister und Handelsminister, nunmehrigen Direktor der Diskontogesellschaft in Berlin, David Samaniam, zum Präsidenten erwählt. Einstimmig erklärte sich die Versammlung für Aufhebung der Wucherergesetze und der Forderung für die Einführung des Dezimalsystems in Münze, Maß und Gewicht, für die breitere Ausbreitung des Betriebes des Seidenspinnens und für den Antrag, dahin zu wirken, daß der Wechselkurs auf Berlin und Köln von den Wechselplätzen des Auslandes in Thälern notirt werde.

Moden.

— Jungen Damen können wie einen neuen, ebenso einfachen als anmutigen Saarpuz empfehlen, der den meisten jugendlichen Gesichtern außerordentlich gut paßt. Er besteht aus einer Reihe von schwarzen Spitzen, die kunstartig um den Kopf laßt und hinten in einer Schleife von farbigem Band endet, auch vorn und an den Seiten je nach Belieben mit kleinen Schleifen geschmückt ist. In dieser Weise trägt man sie vor elegantesten Gesellschaften und Konzerten, und sagt man statt der Schleißen kleine Blumenbouquets hinzu, wie sie zu dem Kleide passen, so eignet sich dieser Paß ebenso wohl trefflich als Ballkleid und man kann ihn mit kleinen Veränderungen in den ganzen Winter hindurch tragen.

— Unter den Farben, welche die Mode gegenwärtig begünstigt, zeichnet sich die ganz Violettviolette vorzugsweise aus, die man an Hüten, Kleidern und Kleidern mit Vorliebe trägt. Sieht man doch sogar prächtigeres, eine Sammetroben, wie denn überhaupt der Sammet zu Gesellschaften und Tinettoletten von den eleganten Damen sehr geschätzt wird als etwas, was ihnen von den weniger Bemittelten nicht so leicht nachgemacht werden kann. Man trägt die Farbe besonders in Lila, violett, dunkelviolett und schwarz und wenn sie zu Hüten- und Promenadenhauben bestimmt sind, meistens mit einem schmalen Auszug von Violett.

— Zeit Kurzem sieht man in Paris bei vielen eleganten jungen Frauen, wenn sie bei sich zu Hause Besuch empfangen, allerleythe Hüthe von roth, blauem, lilafarbigem oder grünem Stoff, die mit ausgefallenen Haaren von demselben Stoff, die Spitzen der Mützen untermischt, ausgeputzt sind und eigentümlich, aber recht grazios kleiden.

Baukunst und Bildhauerei.

— Mit der innern Herstellung des Stephansdomes in Wien, nach dem Plane und unter Leitung des Architekten Ernst, ist begonnen worden. Es soll alles Baumaterial entfernt werden, welches nicht im Stile des Baues gehalten ist, wie z. B. die meisten Altäre, Grabmäler und Figuren an den Wan-

der Stifte ist. Was noch vor wenigen Jahren auf mühselige und zeitraubende Weise durch Menschenhände bewirkt werden mußte, geschieht jetzt hier durch höchst feinsinnig und dabei einfach eingerichtete Schneide- und Hobelmaschinen mit einer Schnelligkeit und Genauigkeit, die den Laien nicht wenig in Erstaunen setzt. In einem weiteren größeren Arbeitssaale wird nun das fertige Blei in die aus zwei gleichen Theilen bestehenden Rauten gebracht und die Falze durch Keim verbunden. Um den Stiften größere Festigkeit zu geben und sie stetig durchtrocknen zu lassen, reibt man sie in eignen Holzpresse an einander und schraubt diese zusammen. In einem andern Arbeitssaale treffen wir jene verschiedenen, meist mechanischen Apparate an, welche zum vollständigen Fertigmachen, zum Poliren und Abschärfen der Bleistifte dienen. Kleinere Pressen verrichten hier, gehandhabt durch Mädchen und Frauen, das Geschäft des Stempeln, welches auf heissem Wege mittelst Stahlsangen vor sich geht. Darauf kommen die vollendeten Fabrikate in den Packsaal, wo sie fortirt, eingebunden und mit geschmackvollen Etiquetten versehen werden.

Dies ist in kurzen Zügen das Bild der erwähnten Fabrik, die einige 100 Schritt von dem neuen Thor gelegen ist und in welcher jetzt 70 Arbeiter und Arbeiterinnen gut lohnende Beschäftigung finden. Außerdem arbeiten für dieses Etablissement noch einige 30 sogenannte „Geimarbeiter“ in der Stadt und deren nächster Umgebung, welche namentlich das Geschäft des Polirens der Stifte besorgen.

Beim Besuch der Fabrik fanden wir in derselben ein reiches gut geordnetes Lager von fertigen Bleistiften in den mannigfaltigsten Formen. Außer diesen erzeugt dieses Geschäft auch farbige Bleistifte, creta laevis oder creta polycolor genannt, in einer Auswahl von 48 Nummern der schönsten Farbenmischungen. Diese Bleistifte sind nicht nur dem Publikum im Allgemeinen von Nutzen, sondern

vorzugsweise von Werth für den Künstler, der mit Hilfe derselben bei Anfertigung von Skizzen und Kartons in den Stand gesetzt ist, die richtigsten Effekte hervorzubringen.

Erbauung einer russischen Kirche in Paris.

Die russische Regierung läßt gegenwärtig in Paris (rue de la Croix, faubourg St Honoré) ein gottesdienstliches Gebäude auf-

führen, von welchem wir in unserer heutigen Nummer eine Abbildung geben.

Den 3. März v. J. wurde in Gegenwart des russischen Botschafters Grafen Kisselew, sowie der Mitglieder der Botschaft und des Konsulats der Grundstein zu der neuen Kirche gelegt. Der größte Theil der hervorragenden russischen Persönlichkeiten und eine große Zahl anderer in Paris sich aufhaltender Russen wohnten dieser Feierlichkeit bei, welche in höchst glänzender und würdiger Weise von dem russischen Gesandtschaftsprediger und der ihm untergebenen Geistlichkeit begangen worden ist.

Die rechtgläubige Kirche des Morgenlandes, die griechische Kirche, ist im Abendlande noch wenig gekannt. Und doch verdient sie in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit, schon um ihres Alters willen. Der Zeitfolge nach ist sie die Mutter aller Kirchen. Sie ist die Kirche der Konzilien und es ist Thatsache, daß sie in Rußland und dem ganzen Orient nach den Satzungen der allgemeinen Kirchenversammlungen regiert wird, die in den ersten sieben Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung gehalten worden sind. Sie hat das Nicäische Bekenntniß und die ganze Organisation der Urkirche beibehalten. Ihr Grundsatz ist die Gleichheit aller Pastoren (aller Bischöfe), auf deren übereinstimmendem Urtheil die Einheit und Autorität der Kirche ruht. Abgesehen von der Rolle, welche ihr die mögliche Auflösung

des türkischen Reichs anweisen wird und auf welchen wir sie sich vorbereiten sehen durch Fortschritte, die durch einige neu erschienene Schriften erst recht an's Licht gebracht worden sind *), ist die Kenntniß der Gebräuche und Ceremonien des griechischen Kultus schon an sich unseres Interesses werth. Die Liturgie der griechischen Kirche

*) Einige Worte von einem orthodoxen Christen. 3 Theile. Leipzig, Brockhaus 1858.



Bilder aus Spanien: Auf dem Markte in Cordoba. Nach einer Zeichnung von A. Lepz.



Wälsenraum in der Bleichfabrik von Großberger u. Ranz in Nürnberg.

in ihrer gegenwärtigen Form schreibt sich aus dem blühendsten Zeitalter des Christenthums her. St. Basilus, St. Johannes Chrysostomus und St. Gregorius waren die Gründer des griechischen Kultus. Auch offenbart sich der sinnige und erhabene Genius dieser Kirchenväter in den rührenden Gebeten, in den poetischen Hymnen, in den priesterlichen Symbolen, an denen die morgenländische Liturgie so reich ist.

Die Kirche, welche gegenwärtig in Paris erbaut wird, ist dazu bestimmt, uns mit der Liturgie und überhaupt mit den Ceremonien der griechischen Religion bekannt zu machen, deren Kultus einen um so majestätischen Eindruck zu machen verspricht, als er nun nicht mehr in den Mauern einer kleinen Kapelle eingeschlossen sein wird, wie die in der Rue neuve Berry gelegene, wo er bis jetzt abgehalten worden ist.

Das neue gottebedienstliche Gebäude, für den russisch-griechischen Kultus bestimmt, wird auch die Form eines griechischen Kreuzes erhalten. Der dazu gewählte Baustil ist der russisch-byzantinische. Eine große Kuppel nimmt die Mitte der Kirche ein. Außer derselben werden sich noch vier Thürme erheben. Diese sowohl als die Centralkuppel laufen von außen in pyramidalen Spitzen aus, über welchen Kuppelhauben angebracht sind, welche die den oberen Theilen der russischen Kirchen eigenthümliche, zwiebelartige Form haben. Diese Kuppelhauben, sowie die darüber befindlichen prächtigen Kreuze sind aus vergoldetem Metall von getriebener Arbeit und noch verziert mit bunten Steinen. Die vier Giebel sind mit byzantinischer Malerei auf Goldgrund geschmückt. Die beiden vorderen Thürme werden Uhren mit Schlagwerk erhalten.

Das ganze Gebäude wird aus behauenen Steinen ausgeführt und die Facaden sollen mit reicher Bildhauerarbeit verziert werden.

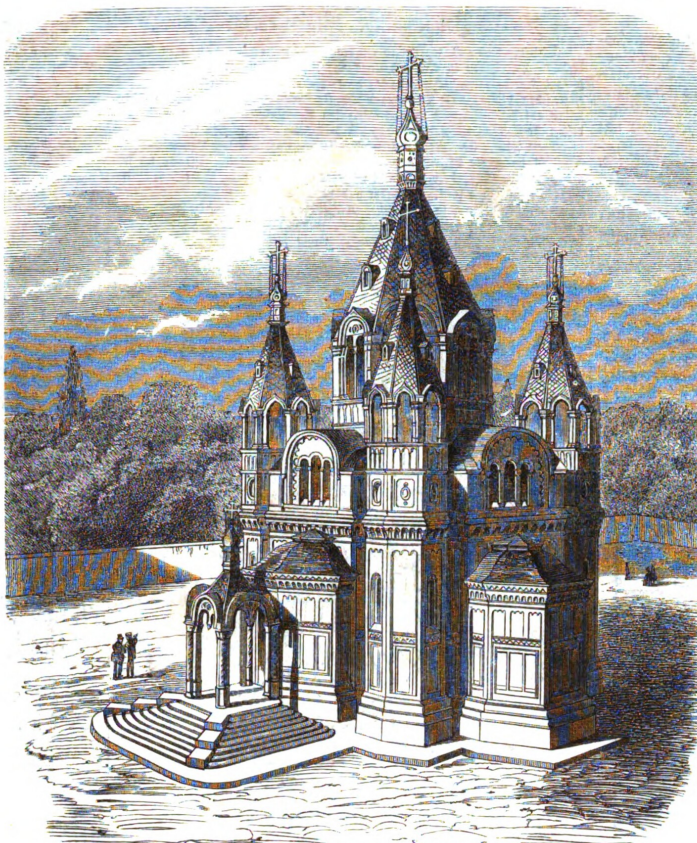
Zu dem auf der Westseite gelegenen Eingange wird man durch eine kleine, aber kunstvolle Vorhalle gelangen, reich geschmückt und gekrönt von einer kleinen vergoldeten Kuppel. Zu dieser Vorhalle endlich wird eine große steinerne, mit drei Abhängen versehene Freitreppe führen. Das ganze verspricht von außen einen sehr großartigen Eindruck zu machen.

Aber auch seine innere Einrichtung dürfte nicht minder imponant sein. Das Gebäude ist in allen seinen Theilen gewölbt. Die Centralkuppel bildet die Hauptabtheilung. In dem oberen Theile derselben werden acht große Oeffnungen angelegt werden, deren jede für zwei an einander stoßende Fenster bestimmt ist. Von hier aus wird das Gebäude erleuchtet werden und zwar mit jenem für Kirchen so geeigneten magischen Lichte, das, von oben kommend, die Seele unwillkürlich zur Andacht stimmt.

Wir unterlassen es, diesen Bericht noch weiter auszudehnen. Um freilich vollständig zu sein, müssen wir auch die ganze innere Ausschmückung des Gebäudes beschreiben; wir müßten sprechen von den verschiedenfarbigen Marmorbelegungen, von den Wandsäulen, von den säulenartigen Kannelierungen und den prächtigen Gemälden auf Goldgrund, von den Hallen, den Strebepfeilern und Kuppelgewölben, wo sich gleichsam wie in einem großen monumentalen Gedicht die Geschichte und die Glaubenssätze der griechischen Religion vor unseren Augen entrollen, dargestellt durch die Bildnisse des Heilandes, der Jungfrau Maria, der Apostel, der Evangelisten, der Erzväter, der Propheten und aller Heiligen, welche in Rußland eine besondere Verehrung genießen.

Nur einen der wichtigsten Gegenstände des griechischen Kultus wollen wir noch besonders hervorheben. Es ist dies der Ikonostas, so genannt wegen der religiösen Bildwerke, mit denen er geschmückt ist und die durch den Ritus streng vorgeschrieben sind. Derselbe wird am Eingange des Hochaltars zu stehen kommen und ein prachtvolles Portal aus vergoldetem Zedernholz bilden, das mit reichem Schnitzwerk versehen sein wird und in welchem Felder angebracht werden sollen, die zur Aufnahme der Heiligenbilder und religiösen Gemälde bestimmt sind. Ein ähnlicher Ikonostas, aber in kleinerem Maßstabe, wird vor einer der Kapellen errichtet werden.

Der Entwurf zu der russischen Kirche ist dem kaiserlich russischen Hofbaumeister Kutmin anvertraut worden, welcher zu den ausgezeichnetsten Architekten des russischen Reiches gerechnet wird. Er gehört, wie man in Rußland sagt, der neuen Schule an, d. h. er hat die russische Kunst auf die nationalen Traditionen Rußlands zurückgeführt und befürwortet, namentlich bei kirchlichen Bauten, die Wiedereinführung des russisch-byzantinischen Stils.



Die neue russische Kirche in Paris. Erbaut vom kaiserl. russ. Hofbaumeister Kutmin.



Pariser Moden aus dem Magazin der Madame Bernard, Rue de Rivoli 162. Originalzeichnung von C. Roux.

Herrn Kutmin ist für die Erbauung der griechischen Kirche in Paris noch ein anderer russischer Baumeister beigegeben worden, mit Namen Strohm. Auch dieser ist ein verdienstvoller Künstler und Mitglied der Academie.

Modebericht.

Der Carneval ist vorüber mit all seinen Thorheiten, seinem Glanz und seinen Festen, ohne diesmal viel strahlende Erinnerungen für die elegante Welt von Paris zu hinterlassen. Wie viel prachtvolle Bälle, glänzende und belebte Feste hatte man sich versprochen, wie viel Nachdenken hatte man darauf verwandt, welche Toiletten, welche Farbzusammenstellungen man wählen sollte, um die Reize in ein besonders günstiges Licht zu setzen oder den Mangel derselben zu verdecken — da kam die Nachricht von dem Tode der Großherzogin Stephanie und mit ihr tiefe Hoftrauer, welche allen projectirten Festlichkeiten der vornehmern Welt Einhalt gebot. Dagegen hatte diese Seltenheit der Feste wieder das Gute, daß sie desto dankbarer hingenommen wurden und weit länger in der Erinnerung leben werden. Auch die beiden Zülfierienbälle machten noch immer von sich sprechen und wir wollen unseren lebenswürdigen Leserinnen die Toiletten der Kaiserin Eugenie beschreiben, welche um ihrer kostbaren Einfachheit willen so viel Aufsehen erregt haben. Die hohe Frau trug das erste Mal ein Kleid von weichem Krepp mit Ephemurblenden und darüber, dasselbe gleichsam überziehend, eine Tunika von weißem Tüll mit Silbersternen überzogen. Auf der Taille trennten sich Ephemurblenden und die kurzen Ärmel waren gleichfalls mit Epauletten von Ephemurblenden verziert; ein blendender Schmuck von Diamanten und Smaragden vervollständigte das Ganze in prachtvoller Weise. Das andere Mal hatte sie eine Robe von himmelblauem Taffet mit einem außerordentlich feinen Ueberkleid von alenconer Spitzen und dazu einen Schmuck von Türkisen und Perlen. Die Prinzessin Mathilde trug weißen Tüll mit kirchrothem Sammet verziert und ein Diadem aus Perlen und Opalen, welcher Edelstein jetzt wieder sehr in Günst steht.

Als sogenannte Stadtkleider liebt man am meisten die Robe „Isabeau“, wo Hals und Taille aus einem Stück gebildet sind, welche einen schlanken Wuchs sehr vorteilhaft hervorhebt und dann die Robe „Agnes Sorel“ mit ganz glatt anliegenden Taille und weitem, am Handgelenk geschlossenen Ärmeln, wozu man häufig einen Gürtel trägt, der schmal um die Taille läuft und vorn viel breiter wird, mit einer Schleppe nach oben und einer nach unten hin, welche sehr oft aus Goldschmuck oder Golddraht besteht, wie man denn überhaupt die Goldverzierungen gegenwärtig so außerordentlich bevorzugt, daß man sie nicht bloß zum Ballzug, sondern auch als Ausschmückung der Seiden- und Sammetkleider, Hüte, ja sogar Mäntel benutzt — man sieht z. B. an vielen Sorten des baltischen Capuchons aus Goldschmuck mit eben solchen Quasten.

In Hinsicht der Stidereien für die feine Wäsche hat man alle großen Muster mit breiten Zweigen und großblühenden Blumen völlig aufgegeben und jede elegante Dame würde weit lieber einen Unterrock mit einfachem Saum oder einen Kragen mit bloßem gesteppten Rand als der gleichen mit prächtiger Stiderei verziert tragen.

Auch im Bereich des Schuhwerks treten täglich neue Moden zu Tage, und da wir es für unsere Pflicht halten, unseren Leserinnen alle neuen Erscheinungen der Mode zu erzählen, so wollen wir dies auch hier nicht versäumen, um so mehr, da wir wohl wissen, wie viel manche junge Dame auf eine elegante Fußbekleidung hält. Als Hauschuh sieht man die reizendsten Pantoffeln von Taffet, mit Spitzen garnirt und Spitzenrosetten mit Sammetnoten oben darauf, oder Sammetpantoffeln mit buntem Pelzwerk eingefügt und eben solchen Rosetten; unter den modernen Stiefletten gibt es Valmoraltiefeln von Glanzleder mit Sammet verziert, ferner ungarische aus Wateline mit Chinchilla eingefügt, oder von schwarzem Wildleder, mit Mardeperlgarnirt.

Zu Möbelbezügen hat man die prachtvollsten persischen Stoffe, auch von neuen die sogenannte Moquette Pompadour und Moquette Gobelins, die sehr brillant, aber sehr kostbar sind.

(Erläuterung des Modebildes umflehend.)

